

Illustrirte Frauen-Zeitung

Jahrl. 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

Berlin und Wien, 15. November 1899.

Jahrl. 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.



Fr. Hieben
by photo-kommissionen

als Elisabeth in Wagner's
Tannhäuser.

Nachdruck verboten.

Der tolle Graf.

Erzählung von E. Kriegerberg.

(Schluß.)

Seit seiner Rückkehr aus Deutschland war der tolle Graf wie umgewandelt; nicht, als ob er äußerlich seine Lebensführung wesentlich geändert hätte, aber es war ein anderer Geist in allem, was er that.

Er bewohnte wieder sein altes, ehrwürdiges, einer stolzen Burg gleichendes Schloß im Gouvernement Perm. Er ging auf die Jagd, nahm den Verkehr mit den Standesgenossen in der Nachbarschaft wieder auf, machte Besuche und empfing Gäste, aber wenn früher seine Ausflüge meist die dafür angezeigte Zeit überschritten hatten, so kam er jetzt oft unvorhergesehen früh nach Hause. Mitten in der heitersten Gesellschaft konnte es ihm passieren, daß er aufsprang und das Anspannen bejohl, er habe etwas Dringendes daheim vergessen. Wenn er dann aber zu Hause eintraf, und seine Frau ihm erstaunt fragend entgegen blickte, dann wurde er verlegen, — er, der „tolle“ Graf, — und er warf

etwas hin von Langweiligkeit, es sei sein Schneid mehr in der Gesellschaft, sie verstimme mehr und mehr, dazu habe sich der Menschikoff das Trinken angewöhnt, und der Dolgorudi sei ein hohlsöpfiger Narr u. s. w.

Allmählich kam sie dahinter, was ihn heim trieb, und von da an ging sie ihm mit ausgestreckten Händen und ihrem freundlichsten Lächeln entgegen.

„Ich danke Dir, daß Du kommst, Wladimir Petrowitsch, ich habe mich nach Dir gesehnt, es ist so einsam, wenn Du nicht da bist.“

Dann strahlte sein Gesicht und sein ganzes Wesen, dann wurde er zum Kinde in seinem Eifer, ihr Liebes zu erweisen. Jeden Lusthauch hätte er von ihr abhalten, seine Hände ihr unter die Füße legen mögen, und am liebsten hätte er für sie die schweren, düsteren Mauern seiner Burg zu einem lustigen, sonnigen Himmelszelt geweitet, in dem sie als hebre Göttin thronen sollte. Er bildete sich ein, sie müsse in der Einsamkeit verkommen, und er wollte mit ihr nach Petersburg gehen und sie bei Hofe vorstellen, damit ihre Schönheit und Anmut nach Gebühr gewürdigt würden. Er erdrückte sie fast mit seinen Geschenken und Wohlthaten; er sprach niemals von seiner Liebe zu ihr, aber seine Stimme bekam einen anderen Ton, sobald er das Wort an sie richtete; seine Augen folgten ihr auf Schritt und Tritt; der Graf Brontischoff, der immer nur gefordert hatte in seinem Leben, wartete geduldig auf eine Lieblosung von ihr.

Sie hatte zu fehren und zu wehren, sonst hätte er es bei seiner Neigung zu Absonderlichkeiten fertig gebracht, selbst seinen schier fabelhaften Reichtum in Geschenken für sie zu erschöpfen. — Es dauerte lange, bis er einsehen lernte, daß sie sich in ihrem Hause in möglichster

Ruhe und bescheidener Behaglichkeit am wohlsten fühlte, und auch dann begriff er es nicht. Er konnte sich von dem Gedanken nicht lösen, daß sie ihm ein schweres Opfer gebracht habe, als sie ihn, den Alten, dem Jungen vorzog, und wenn er selber das Geld zu gering achtete, um auch nur einen Augenblick den entwürdigenden Verdacht in sich aufkommen zu lassen, sein Reichtum könne ihren Entschluß beeinflußt haben, so meinte er doch, es sei seine Pflicht, sie mit ihm zu entschädigen, und ihre Gleichgültigkeit dagegen mache ihn ratlos und verwirrt. — Was konnte er denn sonst noch für sie thun? Dem tollen Grafen war sein ganzes Leben lang die ausschweifendste Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse als höchstes Glück und Lebensziel erschienen, — gab es Menschen, die das gering achten, obwohl es in ihrer Macht stand, es zu erreichen? Das eigenste, innerste Wesen seiner Frau blieb ihm verschleiert, wie das Bild zu Sais, — er faßte es so wenig, wie des Doctors bedingungsloses Entzagen, — wenn ihn einmal eine Enttäuschung traf, dann pflegte er sich mit doppelter Kraft und Genügsamkeit in den Strudel des Lebens zu stürzen, — und diese beiden hätten sich am liebsten jeder für sich allein in die tiefste Einsamkeit vergraben. In ihrer schlichten Seelengröße standen sie vor ihm wie eine hohe Mauer, über

die sein Blick nicht hinwegschweifen konnte, und was dahinter war, blieb ihm verborgen. Ja, das waren andere Menschen, als er, er wußte nur nicht, ob schwächere oder stärkere, — jedenfalls aber viel zartere, weichere! Und es war rührend, wie er sein rauhes Wesen seiner Gemahlin anzupassen suchte.

Niemals früher war es ihm eingefallen, etwas Ungeziemendes dabei zu finden, wenn es bei den Herren-Gesellschaften in seinen Gemächern geräuschvoll und manchmal etwas bunt zuging, es war das Privilegium der Herren-Junker, sich zu amüsiren, wie es ihnen beliebte. Jetzt fiel ihm jedes laute Gelächter auf, und wenn der Mittmeister Sergei Plotnikoff mit dem Degen auf den Tisch schlug und mit seiner Bärenstimme die anderen überschrie, so fuhr der Graf wütend auf ihn ein: „Bist Du toll, Sergei Michaelow! Meine Frau muß denken, eine Rotte Wahnsinniger sei eingebrochen.“

Unter den alten Kameraden stand es fest, daß die Lust in Deutschland dem Grafen auf die Nerven gefallen sei, aber sie hüteten sich, etwas davon laut werden zu lassen; in gewissen Dingen war er der alte Tollkopf geblieben.

Als er erkennen mußte, daß es viel eher eine Last als ein Vergnügen für seine Frau war, glänzende Gesellschaften besuchen und geben zu müssen, und daß die strahlendsten Juwelen, die kostbarsten Kleider ihr nur ein flüchtiges Lächeln abgewinnen konnten, trachtete er darnach, ihr Heim auf das Herrlichste und kostbarste auszuschmücken. Er ließ Kunstreiche, Möbel, Bücher aus der Residenz kommen, ganze Wagenladungen voll, wahllos und verschwenderisch, wie er in keiner Weise Muß zu halten wußte, und sie war gezwungen, täglich neue, ganz bestimmte Wünsche zu erfüllen, wenn sie von ihrem Haus den unbehaglich frostigen Charakter eines Museums fern halten wollte.

Sie war gerührt und überwältigt von seiner Liebe und Fürsorge, und ihr Herz quoll über vor Dankbarkeit und Zärtlichkeit; er lernte spät erkennen, daß das größte Glück des Lebens darin besteht, andere glücklich zu machen, aber er gab sich mit dem ganzen Ungehemmten seiner Natur der neuen Offenbarung hin. Seine unsicher tappenden Versuche, ihr seine überschwengliche Liebe zu beweisen, umstritten ihr Herz unübersteiglicher, als die taktvollst erhofften Aufmerksamkeiten es hätten thun können. Um ihn zu beglücken, nahm sie, was er ihr bot, freute sich darüber und wünschte immer noch mehr, mit der heimlich quälenden Angst, wie das enden sollte. Der Graf rieb sich auf für sie, — nicht pecuniär, aber seelisch.

Sein ganzes Leben lang war er frei und frank geradeaus seinen Weg gegangen, um keinen sich kümmernd, keinem erlaubend, sich als Burde an ihn zu hängen, — und nun plötzlich hatte er sie auf seine Arme genommen und keinen anderen Gedanken mehr, als ihren Fuß davor zu bewahren, daß er an einen Stein stösse. Das war eine ungewohnte Last für den „tollen“ Grafen, und er zehrte sich auf in der Angst, ob er sie auch zart und stark genug trage.

Eines Tages erklärte er plötzlich, das Schloß müsse umgebaut werden, es sei almodisch, unbequem und finster, seine Frau müsse sich fürchten in den düsteren Räumen, und sie würde an Heimweh erkranken.

Die Gräfin hatte unvorsichtigerweise einmal ihre Vorliebe für Sanssouci, des großen Friedrich stilles Asyl verrathen, — Sanssouci, das von seiner sonnigen Höhe wie ein Hort stillen, wunschlosen Friedens auf die blumengechmückten Terrassen, die grünen Baumwipfel und die spielenden Wasser herabbliebt. — Das neue Schloß im Gouvernement Perm sollte ein neues Sanssouci werden. Die Terrassen und Blumenbeete, die Baumwipfel und spielenden Wasser waren bereits vorhanden, man brauchte nur statt des alten, schwerfälligen grauen Kastens ein freundliches, lustiges, helles Schloßchen aufzubauen.

Die Gräfin erschrak. Das alte, ehrwürdige Schloß

seiner Ahnen, mit dem er verwachsen war, wie ein Baum mit der Erde, in der er wurzelte, in das er hineingehörte mit seinem ganzen Wesen, seine Heimat wollte er ihretwegen dahingeben! Das konnte nimmermehr gut enden. Der „tolle“ Graf als Schloßherr in einem edlen Philosophen-Heim, — das war widerfällig, — nein wahnhaftig, das mußte sie verhindern um jeden Preis.

Aber da war sein Eisenhädel, gegen den sich nicht anklagen ließ. Sie suchte ihn abzulenken, sie bat, sie schwor ihm, daß sie gerade das alte Schloß, wie es sei, über alles liebe, — sie wollte wenigstens einen Aufschub erwirken, — umsonst. Eines Tages traf unverhofft einer der berühmtesten Baumeister Deutschlands ein, Graf Brontischoff hatte ihn zur Conferenz beschieden.

Die Gräfin sah ein, hier war vorläufig jeder Widerstand vergebens, ihr Trost war, daß der Winter vor der Thür stand, der strenge russische Winter, der die Bauthätigkeit ohnehin verbot.

Wider Erwarten erstand ihr in dem Baumeister ein Beistand. Nachdem er den imposanten Stammes des alten Geschlechtes Brontischoff in Augenschein genommen hatte, war er geradezu entsezt, daß man dies in historischer wie künstlerischer Beziehung unerträgliche, stolze Denkmal der Vergangenheit vernichten wolle. Er nannte es ziemlich ungeschminkt einen Vandalismus und erklärte, um alle Schäfe des Grafen Brontischoff seine Hand nicht zu einem solchen Frevel leihen zu wollen.

Erleichterten Herzens stimmte die Gräfin ihm bei, auch sie halte es für eine Sünde, diesen Bau dem Untergang weihen zu wollen; sie, als eine Brontischoff, sei stolz auf diesen Herrensitz, den sie als ihre Heimat lieben gelernt habe. Er erinnere sie an die majestätischen Burgen ihres Vaterlandes, und wenn ihr Gemahl ihr einen Wunsch erfüllen wolle, so möge er ihr in dem runden Edthurm, von dem aus der Blick so ungehindert weit, weit ins Land hineinschweifen könne, eine richtige Kemenate ausbauen lassen, mit einem Söller daran, damit sie sich als echte Burgfrau fühlen könne.

Was ging den Grafen das Urtheil des berühmten Fachmannes an, was summerte er sich um die Meinung der Mit- und Nachwelt? Er that auf seinem Grund und Boden was ihm beliebte. Und ihm war in letzter Zeit das Haus seiner Ahnen nur noch als ein häßlicher, grauer, plumper Steinhausen erschienen, der zwar gut genug war, Eulen und Fledermäuse zu beherbergen, aber nicht seine zarte, weiße Taube. Doch Sascha schien ihr Herz wirklich an das alte Ding gehängt zu haben, — der Geschmac der Menschen ist oft närrisch genug, — nun, so möchte es seinetwegen unverändert stehen bleiben, bis auf die Kemenate, die sollte sie natürlich haben, — und sofort. Er konnte also doch etwas dazu thun, sein Haus ihr noch heimischer, trauter zu gestalten. Wenn die Gräfin die Kemenate nicht verlangt hätte, so würde der alte herrliche Bau trotz Baumeister und Vandalismus sicher gefallen sein.

Der Thurm war baufällig, es würde einer umfangreichen Renovation bedürfen, um ihn, den seit vielen Jahren keines Menschen Fuß mehr betreten hatte, wieder in bewohnbaren Zustand zu setzen. Das hatte die Gräfin kluger Weise berechnet, so war der ruhelose Geist ihres Mannes wenigstens für längere Zeit beschäftigt.

Graf Brontischoff war Feuer und Flamme für das Project. Gleich am folgenden Tage sollte der Künstler den Thurm besichtigen und dann sofort mit der Ausarbeitung der Pläne beginnen. Er setzte ihm ein wahrhaft fürstliches Honorar aus, mit der Bedingung, daß er die Arbeit auf das möglichste beschleunigen möchte, im Frühjahr müßten die Thurmgemächer noch zum Bewohnen fertig gestellt werden.

Sein Kopf war so voll von diesem Bau, daß er sich kaum Zeit zum Schlafen nahm. Anstatt nach seiner Gewohnheit beim grauenden Morgen zu Bett zu gehen, befahl er, daß man ihm die Thurmchlüssel bringe. Ganz allein ging er nach dem grauen, düsteren Gemäuer hinüber, das trügerisch und scheinbar unverwüstlich wie ein massiger Felsblock in die fahle Morgendämmerung ragte; wenn man aber genauer hinblickte, sah man die Sprünge und Risse des Alters sich durch das Gestein ziehen wie Runzeln in einem Greisenantlit.

Nur widerwillig gab das eingerostete Thürschloß nach. In der dunkeln, weiten Halle, die sich vor ihm öffnete, mußte sich rechts im Hintergrunde die Treppe befinden. Einmal, als sechsjähriger Knabe, war es dem Grafen gelungen, heimlich in diesen Thurm zu dringen und die verwitterten Steinstufen hinaufzuklimmen bis auf die Plattform, als das aber seine Mutter erfahren hatte, war sie vor Entsehen fast in Ohnmacht gefallen, und der Vater hatte mit Schlägen gedroht, wenn der Tollkopf noch einmal das Wagstück unternehmen würde; die Treppe sei baufällig, und bei der geringsten Belastung könne ein Abrutsch der Steine erfolgen.

Das war nun mehr als vierundfünfzig Jahre her,

und die Treppe stand immer noch, und sie würde gewiß noch manches weitere Jahr ausgehalten haben, wenn man statt ihrer nicht hätte eine neue errichten wollen.

Der Graf schritt ohne Besinnen auf sie zu und begann empor zu klimmen, langsam und tappend, denn es war stockdunkel in dem engen Schacht der Wendeltreppe und eigentlich recht gespenstisch. Jedes leiseste Geräusch hallte von den hohen Wölbungen dumpf wieder, oben pfiff der Wind in langgezogenen, klagenden Tönen durch die schießchartenähnlichen Dehnungen der Mauer, und allerhand seltsame Laute, Knacken und Knistern gingen um, wie sie in der unheimlichen Stille unbewohnter Gebäude und Räume immer zu vernehmen sind. Dann und wann glitt Mörtel oder ein Stückchen Stein unter dem Fuß des Grafen ab, es rasselte und holperte in die Tiefe und erstarb auf den Granitplatten der Flurhalle. Der Graf achtete nicht darauf, seine ganze Seele war erfüllt von dem Bauplan.

Was war das für ein altes, verrottetes Castell! Eine geschichtliche Merkwürdigkeit, wie es der Baumeister genannt hatte, mochte es ja immerhin sein, vor manchem Jahrhundert schon hatten seine Vorfahren als Kosakenhetmanns darin gehaust, aber den Anforderungen der modernen Zeit entsprach es ganz und gar nicht mehr, seinetwegen hätte man es ruhig niederreissen können, er war ja der Letzte seines Stammes, — wenn er einen Sohn hätte, — dann wäre es etwas anderes, dann hätte es in seinem Stamm fortgeerbt, — ja, einen Sohn!

Er hielt im Emporklimmen an und blickte durch einen schmalen Mauer-Spalte nach dem Schloß hinüber. Gerade ihm gegenüber lagen die verhängten Fenster vom Schlafzimmer seiner Gemahlin. — Da ruhte noch in friedlichem Schlummer sein Kleinod, seine weiße Taube. Wie sie sich freuen würde über den vollendeten Bau! — wie entzückend er ihn ihr ausgestalten wollte! — Der Künstler sollte sein bestes Können entfalten; nichts war zu kostbar, nichts zu schwer erreichbar, um seiner Sascha, und sei es nur einen Augenblick, das Leben zu verschönern.

Und wenn der alte Thurm in seinem neuen Gewande prangte, und die Kemenate der Herrin harrete, dann würde er sie an seinem Arm hinaufführen in ihr Tusculum, und dann sollte sie darin sich nach Herzenslust und mit den schönen, dunkeln, ernsten Augen weithin über die düstern, melancholischen russischen Tannenwälder, die wogenden Getreidefelder und die üppigen grünen Wiesen blicken, wie der Philosoph von Sanssouci über die Baumwipfel seines Parkes und die Blumen-Terrassen und die spielenden Wasser. Und wenn er dann kam, der tolle Graf, mit der ewigen Sehnsucht nach ihr im Herzen, so würde sie lächeln, — ihr liebes, sanftes Lächeln, und ihm die Hand entgegenstrecken: „ich danke Dir, Vladimir Petrowitsch, Du bist so gut, — so gut!“ Und er würde ihre Hand halb leidenschaftlich, halb scheu an seine Lippen pressen, wie er es immer that, und er würde wie immer halb besiegelt, halb bedrückt durch ihre Liebe sein, denn er sah nicht nur den warmen Schein des hingebenden Vertrauens zu ihm in ihrem Auge, er sah auf seinem Grunde auch ein verschwiegenes, schattenhaftes Etwas, — den Trauerschlund um das Grabkreuz ihrer Jugendliebe.

Ihm wurde eng und kalt ums Herz. — Warum konnte er das nicht vergessen? Warum konnte er ihrer Versicherung, daß sie ihn mehr liebe als den Jungen, nicht glauben, — anders wohl, — selbstverständlich anders, aber nicht mehr. Liebt eine Tochter darum die Eltern mehr, weil sie aus Dankbarkeit und Pflichtgefühl für sie dem Erwählten ihres Herzens entagt, wenn die Liebe für beide Theile sich nicht vereinigen läßt? Und Sascha sah zu ihm auf, hingebend, vertrauend, wie eine Tochter zu dem Vater, das war eine Liebe, die sie ihm getrost auch als Weib des Jungen hätte weiter widmen können, ohne jenem etwas vorzuenthalten, — und er, der Sechzigjährige, er konnte von dem Wahnsinn nicht lassen, das Weib in ihr zu sehen.

Er war nicht in den Büchern gelehrt, der Graf Brontischoff, aber das Leben mit seinen Leidenschaften und Schmerzen, seinen Höhen und Tiefen hatte er studirt von allen Seiten. Er wußte, daß die Jugend zur Jugend gehört, und daß das Herz sich wohl zur Entfaltung zwingen, nicht aber das Tempo seiner Schläge sich vorschreiben läßt. Er las ganz deutlich in der Seele seines Weibes, viel deutlicher als sie selbst, und er wußte, daß die dunkeln, ernsten Blicke vom Söller aus nach Westen schweifen würden, nach dem Lande ihrer stillen Sehnsucht, — und trotzdem hielt er sie an seiner Seite fest und ließ die jungen Herzen mit ihrem Anrecht auf Glück und Liebe darben? — Ha! wenn er, der Graf Brontischoff, an der Stelle des Jungen gewesen wäre, er hätte sein älteres Recht an die Geliebte mit der Pistole in der Faust versucht, und er hätte nicht mit der Wimper gezuckt, wenn seine schußsichere Hand jenem mitten auf das Herz gezielt hätte.

Das Blut drängte sich dem Grafen jäh zu Kopf, er krampfte die Hand zusammen, als ob er den Griff der Pistole in ihr fühlte, und begann von neuem die Treppe emporzusteigen. Er stand wieder vor der hohen Mauer, und so sehr er sich auch auf den Zehen erhob, es war ihm nicht möglich, über sie hinweg zu schauen. Das hatte ihn sonst gepeinigt und verwirrt, heute erhielt es noch mehr sein Blut.

„Und mein ist sie doch,“ knirschte er durch die Zähne, „habe ich sie etwa widerrechtlich an mich gerissen? halte ich sie gegen ihren Willen fest? liebe ich sie weniger, als jener? und sie, — sie liebt mich, — sie liebt mich, ob so, — oder so, — was thut's! sie ist mein! und der Junge, der mag sich gedulden, — warten, — warten? auf meinen Tod. — Den Tod?“

Noch nie hatte er an seinen Tod gedacht; wenn alle Menschen starben, der tolle Graf lebte in ungebrochener Kraft, er blieb ewig jung, wie sie ihm an jenem glückseligsten Tage seines Lebens gesagt hatte, — und jetzt, — jetzt auf einmal dachte er ans Sterben? — Ein heißer Schreck durchzuckte ihn, es flimmerte ihm vor den Augen, er stolperte, schwankte. Schwier fiel er gegen die Mauer, seine Hände suchten nach einer Stütze, — da ein Banken, Knäufen, Brechen unter ihm, dann ein Krachen, Poltern, ein Getöse, als ob der ganze Thurm über ihm zusammenstürze, — er verlor den Boden unter den Füßen, seine Hände griffen hältlos in die Luft, — dann war es finster um ihn und in ihm! Der tolle Graf war begraben unter den Trümmern der zusammenstürzten Treppe des alten Wartthurmes seines Ahnenschlosses.

Als man ihn unter dem Steinhaufen hervorzog, lebte er noch, aber seine Stunden waren gezählt, er hatte schwere innere Verletzungen davongetragen.

Seine Frau kniete an seinem Lager und hielt ihn mit ihren Armen umschlungen.

„O, Vladimir, um mich, — um mich!“ schluchzte sie, „ich wollte Dir wie eine Sonne das Leben erhellern, und ich habe Dich in Nacht und Elend gestürzt!“

Er streichelte ihr sanft mit den schwachen, zitternden Fingern über das Haar.

„Weine nicht, Saschinka, meine weiße Taube, es ist Zeit, daß ich gehe, — Du bist nun erlöst, und er hat lange genug gewartet, der Junge, daß ihm der alte Platz mache, aber nicht zu lange, — nicht wahr? — Er wird mir nicht zürnen, daß der Graukopf gern in seinen letzten Lebenstagen in der warmen Sonne sitzen wollte, — — er kann nun noch so viel Sonnenchein haben, — so viel! — Ich sterbe leicht, Saschinka, denn ich lasse Dich nicht unbeschützt zurück; er ist mir ein Rätsel gewesen, und ich habe es nicht lösen können, bis auf diese Stunde, aber ich habe keinen besseren Menschen in meinem langen Leben kennengelernt als ihn. Er wird Dich wie sein Kleinod halten und Dich lieben, wie ich, — mehr kann er Dich nicht lieben, denn eine größere Liebe gibt es nicht, — aber Du, Du wirst ihn heißer umfassen, als den Alten. — Still, Saschinka, das ist so, — das ist der Lauf der Welt, der Mensch muß nichts Widernatürliches verlangen, — ich hab's verlangt, oft, — so oft, ich hatte keine Disciplin in mir, — daran gehe ich zu Grunde, — die Treppe hat nicht gehalten, Sascha, — glaub' das nicht! — Wir alten russischen Junker sind so, das ist schlimm, und die neue Zeit geht über uns dahin und tritt uns unter die Füße; als ich das einsah, als ich mich messen mußte an Euch, da war es zu spät, ein anderer zu werden, und ich hätte es wohl auch früher nicht gekonnt, es lag nicht in mir. — Hast Du Dich nie vor mir gesürdet, — nie vor mir gezittert Sascha?“

„Wie, Vladimir Petrowitsch, wenn Du doch nur glauben möchtest, daß ich Dich geliebt habe, so sehr, — so sehr, Du Guter, — Treuer!“

„Ich glaube es Dir, — das war ja mein höchstes Glück, das reinste, das ich auf Erden genossen, — gut war ich nur durch Dich, meine weiße Taube! — Und hat es wirklich nie, — nie einen Augenblick gegeben, in dem — Du — gering von mir gedacht hast, Saschinka? Ich war so wild, — so ziellos!“

„Ich habe Dich immer hoch gehalten, Vladimir, nie an dem edeln Kern Deines Wesens gezweifelt, — ich habe es Dir schon einmal gesagt, es gibt keinen Menschen, den ich höher achte als Dich.“

Er lächelte selig, dankbar und sank erschöpft in die Kissen zurück; die Schmerzen peinigten ihn und raubten ihm das Bewußtsein, nur dann und wann kehrte es für Augenblicke wieder, und dann fragte er dringend, angestrengt, ob der Junge angelangt sei. Er wollte nicht eher sterben, bis er da wäre, und mit seiner ganzen, zähnen Willenskraft widerstand er dem Tode.

Man hatte gleich nach dem Unglück auf seinen Befehl an den Doctor Bindnagel telegraphiert. Als der noch tagelanger, ununterbrochener Fahrt anlangte, fand er

einen Sterbenden vor, aber das war nicht der „tolle“ Graf, der da so bleich, ergeben und wunschlos, ausgezehnt mit seinem Geschick in den weißen Kissen lag, der „tolle“ Graf war längst gestorben, das war der Mensch Brontischef. Das heisse Herz, das wilde Blut waren zur Ruhe gelangt.

Mit einem letzten verstandesklaren Blick sah er dem erschüttert an seinem Lager stehenden Doctor ins Gesicht. „Ah,“ sagte er mit einem tiefen, befriedigten Atemzug, „nun kann ich ruhig schlafen gehen! Du hast nicht allzu lange warten müssen, mein Sohn, brauchst dem Alten nicht gram zu sein! —“ und dann richtete er sich auf einmal mit ungeahnter Kraft empor.

Sascha, — Doctor, Ihr seid mir die Thenersten auf der Welt, meine Kinder, meine Erben. Du warst anders, mein Sohn, als ich, und ich habe Dich nicht verstanden, aber ein ganzer Mann bist Du, und Sascha passt zu Dir, Ihr seid von derselben Art und aus einer anderen Welt, als ich, aber aus einer friedlicheren, besseren. Ihr werdet das Glück finden, das der Alte vergebens gesucht hat, und Ihr werdet sein Andenken in Ehren halten. — Meinen Segen, Kinder!“ Er führte die Hand seiner Frau, die er während der ganzen Zeit seiner Krankheit kaum aus der seinen gelassen hatte, mit lechter Kraftanstrengung dem Doctor entgegen. — „Meine — weiße Taube —“ lispelten die jäh erblassenden Lippen, die Spannung ließ nach, er sank zurück. — Ein kurzes Stöhnen, — der „tolle Graf“ war zur Ruhe gegangen.

Nachdruck verboten.

Die Kunst des Athmens.

Von Dr. J. Atros.

(Schluß.)

Durch unerordentlich vielgestaltig ist die Zahl der Beschwerden, die durch eine mangelhafte Zufuhr, durch ungenügende Sauerstoff-Versorgung hervorgerufen werden können. Ist doch der Sauerstoff diejenige Substanz, die überall den Prozeß der Verbrennung unterhält, — und ist doch unter Leben gebunden an die Verbrennung der Nahrungsmittel durch den Sauerstoff der Luft. Ohne ihn könnte der Körper des Warmblüters Mensch diejenige Temperatur nicht aufrecht erhalten, die für den Ablauf des Lebens-Prozesse unumgänglich ist; ohne ihn könnte im Laboratorium des Zellenlebens keine einzige jener zahllosen wunderbaren und geheimnisvollen chemischen Umsetzungen erfolgen, die wir in ihrer Gesamtheit als Stoffwechsel bezeichnen, als Ernährung und Aufbau der Organe. Die Lunge ist der Blasebalg, der diesem großen Schmiedeisen des Lebens den Sauerstoff zuführt; und, je nachdem sie kräftig oder flümmerlich in Tätigkeit gesetzt wird, wird die Lebensflamme hell-frudig lodern oder trüb-düster glimmen. Das erste nennen wir Gesundheit, das zweite bestensfalls Begegnen.

Wir müßten ein langes Repetitorium der gesammten Physiologie hierherziehen, wollten wir alle die Störungen aller einzelnen Organe anführen, die aus einer mangelhaften Sauerstoff-Versorgung entspringen können. Sie sind alle am Stoffwechsel beteiligt; und wie der Aufbau jedes, auch des entferntesten, Organes leidet, wenn das Blut träger dahinsiecht und weniger Heflust, aber mehr Verbrennungs-Wärme mit sich führt als die Geize der Gesundheit es vorschreibt, so leidet auch jedes einzelne in seiner Function; und dann kommt natürlich die fein und zart eingefüllte Harmonie aller Organe, das wundervolle Hand-in-Hand-Arbeiten aller, das wir eben Gesundheit nennen, in Unordnung, und der Mensch fühlt sich frust. Das zeigt sich bei dem einen als Abnahme der Leistungsfähigkeit zu körperlicher oder geistiger Arbeit, bei dem anderen als Verdannungsbedürfnis, bei dem dritten als Schloßlosigkeit, je nachdem einer seine empfindliche Stelle hat: bei allen aber als Unlust, Verdruss und Wissnuth! Und es besteht hier immer ein circulus vitiosus dergestalt, daß eine Störung immer im Kreise herum und andere verstärkt.

Da juchen denn solche unglücklichen Halbkranken bei Specia-listen und in Heilanstalten das geheimnißvolle Zaubermittel, die „Medizin“ der Indianer, die sie gesund machen soll. Sie wissen nicht, daß es für sie nur einen Arzt gibt: selbst ist der Arzt! Sie müssen den „verbängnisvollen Girel“ sprengen, von ihnen heraus, aus eigener Kraft. Dazu gibt es nur einen Angriffspunkt; denn nur ein Organ ist unserem bewußten Willen unterworfen: die Muskulatur! In einem früheren Aufsatz an dieser Stelle ist geschildert worden, wie die spielende Körper-Bethätigung, der Sport, als Zauberdocteur seine Curen macht, und wir brauchen das nicht zu wiederholen. Hier sei nur auf eine besonders wichtige und besonders heilsame Muskelthätigkeit hingewiesen, auf diejenige der Athem-Muskulatur, auf die Lungen-Gymnastik. Manchem, namentlich dem weniger gut Unnatur abgeirrten Manne, mag die Kunst, wieder richtig zu athmen, als Nebengewinn aus seiner sportlichen oder turnerischen Bethätigung von selbst erwachsen: viele aber, und namentlich viele Frauen, werden umgelehrte erst wieder athmen lernen müssen, um den Sport zu vertragen und seine Segnungen zu genießen.

Ganz besonders aber ist die Kunst, richtig zu athmen, eine unentbehrliche Lebensbedingung für alle, deren Beruf einen starken Gebrauch der Stimme nötig macht: Sänger und Schauspieler beiderlei Geschlechts, Redner, Geistliche, Offiziere u. s. w.

Sprechen und Singen heißt ja nichts anderes, als tönen auszäthmen. Die Stimbänder des Kehlkopfes, die der Wille mittelst einer zarten Muskulatur auf die verschiedenen Tonhöhen einstellt, gleichen dem Griffbrett der Geige, auf der die Finger des Künstlers hin- und herreiten; aber die Luftähnle, die unter dem Drude des Zwerchfelles und der Brustforn-Muskeln an den Stimbändern vorbeigeführt wird, gleicht dem Bogen, der die Saiten erst zum Tönen bringt. Was nügen die herrlichste

Amati und der reinste Griff, wenn der Bogen dünn oder fragig ist? Was nützt sie, wenn eine Stümperhand den Bogen führt? Und was nützt das herrliche „Material“, der regelmäßige, kräftige und doch zarteße Bau des Kehlkopfes, was nützt die prächtige Anlage der oberen Schallhöhlen in Schlund, Mund und Nase, die den Timbre, die Klangfarbe, bestimmen, wenn der Sänger oder Redner seinen „Bogen“ nicht zu führen weiß, wenn er die Lustähnle nicht mit voller Kraft zu führen, nicht mit voller Beherrschung zu nutzen vermag? Das heißt: wenn er nicht zu athmen versucht?

Man kann es ruhig aussprechen, daß fast alle Künstlerstimmen, die verloren gehen, an nichts anderem scheitern, als an einer mangelhaften Technik der Athmung. Wenn jemand nicht die ganze Lunge mit Lust zu füllen und die Ausatmung zu beherrschten versteht, dann ist er gezwungen, die Stimme zu forcieren, indem er die Muskulatur des Halses, der Schultern, des Zungenbeines und Kehlkopfes mit zu Hülle nimmt: davon kann es nicht nur zu theilweiser Überdehnung und Elastizitätsverlust größerer Lungenstreden (Emphysem) kommen, sondern es kommt auch zu schweren Störungen des musikalischen Organs selber. Man hört es schon der Stimme an, daß sie „falsch genommen“ wird: sie klingt „flüssig“, gekräut, „fehlig“, fragig, schwankt in der Intonation, detonirt u. s. w. Und die falsche Behandlung des Organs rächt sich durch unendliche Katarrhe, durch Erkrankung der Stimbänder, die dann jedes Piano verhageln und nur noch das Forte hergeben, aber auch das nur wohl und unschön, durch schnelle Ermüdung namentlich der Mittelstimme, die allen Glanz und alle Trockenheit verliert; und zuletzt kommt es zu kostigen Verdickungen der Stimbänder, und damit sind alle Hoffnungen des Ungläublichen für immer begraben, und alle Opfer, die zuweilen enorm waren, verloren.

Wer richtig ein- und ausatmet, der ist gegen alle diese Uebel gefeit. Er ermüdet nie, detonirt nie und behält, was er an „Material“ besitzt, bis in ein Alter, in dem die meisten „Phänomene“ längst keinen Ton mehr in der Kehle haben. Unser Berg verstand zu athmen, das war das Geheimniß seiner Kunst und ihrer schier unverwüstlichen Dauer. Gutes Athmen ist dreiviertel der Gesangskunst: denn die schönste Geige hilft nichts, wenn der Bogen nichts taugt, aber auch ein mäßiges Instrument leistet Hervorragendes, wenn ein Künstler es spielt. Wer gut athmet, ist bei sonst guter Anlage jeder Aufgabe gewachsen, die seine Kunst ihm stellen kann. Er füllt seine Lunge so mit Lust und athmet mit so weiser Economie aus, daß er die längste musikalische Phrasie unerhört hervorbringt; er kennt keine Ermüdung, denn er arbeitet nur mit den mächtigen Muskelzügen, die das Brustfell und die Bauchrippen-Muskeln zusammenziehen, Organe, welche die Natur selbst unermüdlich erschaffen mußte, um das Leben zu erhalten. Er schont die zarten Muskelgebinde des Halses fast völlig, und er hat vor allem die tüchtigste Freiheit, die erst die meisterhafte Technik verleiht; er kann alle Aufmerksamkeit auf die Ausgestaltung seiner Leistung verwenden, weil sie selber ihm keine Mühe mehr macht. Und nur von solchen Künstlern stromt „das urkönige Begegnen“ aus, das „die Seele aller Hörer zwingt“; denn Gesang macht den Hören nur Vergnügen, wenn er dem Sänger selbst eine Freude und keine Arbeit ist.

* * *

Was heißt denn nun: gut Athmen? Nun, das heißt, so tief, und zwar fast geräuschlos durch die Nase einathmen, daß man den Brustbord breit sich dehnen fühlt, oben in der Gegend der Schlüsselbeine, aber auch namentlich unten, am Rippenrande. Man muß fühlen, wie die obere Weidehengegend sich füllt, die Rippen auseinander weichen und sich heben, bis bei vollster Einatmung die untere Weidehengegend sich leicht einzieht.

Das kostet sehr leicht an, ist aber nicht so einfach, denn viele haben die Kunst verlernt. Für den sonst Gesunden, der die Stimme nicht berufsmäßig braucht, mag die Andeutung genügen, um sie wieder zu erlernen und einige Male am Tage zu üben; denn natürlich ist es nicht die Meinung, daß wir unauhörlich in so angestrengter Weise athmen sollen. Nur wenn der Kopf benommen ist, geistige Ermüdung eintritt, dann sollen wir ein und das andere Mal vom Arbeitsstische aufstehen und tief und freudig die Lungen läutern.

Der Berufs-Künstler und Redner, namentlich wenn seine Stimm-Organe schon gelitten haben, braucht mehr als diese kurze Andeutung, er braucht methodische Unterweisung. Diese hier zu geben, würde den Raum und die Kompetenz eines Familien-Blattes überstreiten lassen.

Glücklicherweise liegt eine ganze Anzahl von eingehenden Unterweisungen zur Lungen- und Athem-Gymnastik vor, die Gejanglehrern und Ärzten, namentlich Hals-Arzten, ihre Entstehung verdanken. Mancher unserer Leser wird uns dankbar sein, wenn wir ihm eins dieser Werke nennen, das, auf einer bedeutenden praktischen Erfahrung beruhend, allen Ansprüchen genügt, die an einen Leitfaden gestellt werden können. Es ist das Schriftchen: „Die Kunst des Athmens“, von Leo Kosler, einem hervorragenden Musiker und Gejanglehrer von Tiroler Abstammung, der jetzt in New York wohnt. Es ist von den Damen Andersen und Schlosshorst überzeugt und in dem Buch-Berlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen.

Wie wir aus dem Vorwort der Lehrerinnen erfahren, glaubt Herr Kosler, nur durch seine Methode der Tuberkulose entgangen zu sein, die seine Familie decimirt und ihn selbst bedrohte. Auch bei Asthma und chronischen Lungen-Katarachen soll die Kosler'sche Lungen-Gymnastik ausgezeichnete Erfolge gehabt haben. Wenn hier auch vielleicht die Liebe des Erfinders zu seinem geistigen Kind einige Überzeichnung verursacht haben mag, so zweifeln wir doch nach allem Dargelegten durchaus nicht daran, daß die methodische Athemführung bei allen Krankheiten der Lunge und der Hals-Organe sich als ein unzähliges Hülfsmittel jeder Behandlung erweisen wird. Denn sie bedeutet einen starken Schritt rückwärts zur Natur, und die ist der größte Heilkünstler der Welt!

Wer Talent zum Selbst-Unterricht und ein gewisses Geschick in körperlichen Dingen hat, wird nach dem Buche, das durch zweckmäßige Abbildungen die Methode erläutert, ohne weitere Anleitung die Kunst des Athmens erlernen können. Wem Geschick und Ausdauer dazu mangeln, der mag sich an einen Lehrer wenden. Wie wir hören, erhalten die beiden Herausgeberinnen des Leitfadens in Berlin Unterricht in der Methode. Es ist sehr zu wünschen und auch zu hoffen, daß alle Lehrer der Gesangs- und Redekunst sich so weit mit dieser Art von Gymnastik bekannt machen, um ihre Schüler ausnahmslos darin auszubilden zu können.

Nachdruck verboten.

Aus alter Chronica.

Novelle von Gerhard Walter (P. G. Heims).

So war um die Zeit, als der dreißigjährige Krieg nach Norddeutschland hinaübertriff, um 1625.

Noch waren es nur wetterleuchtende Blitze, die am Himmel aufzuckten, und wie schlimm es kommen würde, das wußte noch keiner. Auch nicht die sehr thalträumige Frau Barbara auf Gelenände im Mecklenburger Land. Freilich gab es auch einen Herrn auf Gelenände, aber der hatte nicht viel zu sagen. Wenigstens nicht in Familien-Sachen. Und als eine Familien-Sache sah Frau Barbara die Verehrung ihrer einzigen, sehr lieblichen Tochter Else an, die einmal alles, Land und Leute und das gute, jeste Schloß und Geld und Gold und Silber erbten sollte. Denn die auf Gelenände waren Leute, die etwas im Resten hatten. Nun war in der Nachbarschaft ein Edelmann, der wenigstens einen Vorzug besaß: er hatte auch einen schönen Landbesitz, der an den Gelenzander grenzte. Da gab sich eine Heirath mit Else eigentlich von selbst, und Frau Barbara erzählte ihrer achtzehnjährigen Tochter eines Tages kurz und gut, am nächsten Sonntag würde die fröhliche Verlobung, eine Art Vortrauung, von der es kein Zurück gab, gefeiert werden, und der neue Pfarrer würde von Milgow eigens dazu herüber geritten kommen. Else neigte still den blonden Kopf. Sie kannte es nicht anders, als daß man der Mutter gehorchen muß. Den Junter Klaus liebte sie zwar nicht im geringsten: im Gegenteil, er war ihr eigentlich zuwider in seiner bärenhautartigen Weise und mit seiner läppischen Sprache; aber die Mädel wurden damals wenig gefragt. Der Sonntag kam heran und mit ihm der Bräutigam und alle zur Feier geladenen Gäste. Und zuletzt kam auf schwerem ramsfüßigen Gaul hochtrabend der neue Pfarrer von Milgow her geritten. Er sah gut aus, wie er auf dem Scheden sah, wie angezogen: ein großer, schöner Mann mit braunem, frischem Vollbart, mit rothen Lippen, zwischen denen zwei Reihen prachtvoller Zähne blitzten, wenn er lachte; und aus dem sonnenverbrannten Gesicht unter der hohen, weißen Stirn leuchteten ein Paar fröhliche und leuchtende, tiefschwarze Augen mit frischem Wagemuth in die Welt. — Else sah das nicht von ihrer Fensterseite im Thurm der Burg, in der sie gelassen des Kommanden wartete. Nun kamen Schritte näher, und man holte sie ab zur Kapelle. Mit niedergeschlagenen Augen trat sie ein, ihre Hände lose in die des Bräutigams gelegt, und so traten sie zusammen vor den kleinen Altar. Else sah nur die untere Hälfte des schwarzen Priesterrodes vor sich. Im Halbkreis standen die Verwandten um das Brautpaar her. Nun hub der Prediger an. Ein eigenartig wohlhabendes, tiefs und klares Organ schlug an ihr Ohr. Langsam hob sie den Blick, bis er auf dem Gesicht des Pfarrers haftete und nun auch wie gebannt nicht wieder davon wischte. Und sein Auge trug das ihre, und sein Deuerblick senkte sich in den ihren. Er sah, wie in das liebliche Mädchengesicht jäh dunkle Röthe stieg, und fühlte, wie seine Wangen verrätherisch zu glühen anfingen. Es benahm ihm den Athem, und er wußte nicht wie, — er fing an zu stottern und verlor den Faden. Wie Hülse heischend sah Else auch ihn mit immer größer werdenden Augen an; plötzlich griff sie mit der Hand um sich und wankte — und fiel dem Pfarrer in die schnell geöffneten Arme, der das holde, ohnmächtige Kind, nicht wissend wie ihm geschah, an seinem stürmisch flohenden Herzen hielt. — Diesmal wurde aus der Verlobung nichts. Und auch in der folgenden Zeit nicht; denn so oft davon die Rede war, wurde Else wieder schwach und elend, und sein Zorn der Mutter half gegen diese Krankheit.

Der Junter Klaus war mit dieser Wendung der Dinge garnicht zufrieden. Und ob er auch sonst nicht zu den Allerflügeligen gehörte, diesmal sagte ihm eine Art von Eingabe, daß der bildschöne Pfarrer eine Gefahr für ihn und sein Glück sei. Er hatte doch etwas gesehen von den Blicken, die hin und her gegangen waren!

Nun fügte es sich eines Tages, daß Junter Klaus über Land geritten war und in Malchin in einem Wirthshaus Einkehr hielt, in dessen Stall er neben dem seinen den Scheden des Pfarrers von Milgow stehen sah. Und dort am Tisch, seinen Humpen vor sich, saß er selbst, der unangenehme Mensch, in dessen Armen Else gelegen hatte. Im Gastzimmer sahen außerdem noch etliche Offiziere von durchmarschirendem Kriegsvolks, denn die Zeiten wurden gar unruhig, und der Herzog von Mecklenburg sammelte seine Leute zu möglicher Abwehr.

Der Junter setzte sich zu den Offizieren, und es hub nun ein groß und schwer Zechen an, und der Wein erhöhte die Köpfe.

„Nun, Priester Gottes!“ schrie plötzlich Junter Klaus den in ein aufgedollenes Papier vertieften Pfarrer an und hob den Krug gegen ihn, „es fügt sich halt gut im langen Rod hinter Ihnen als Mann des Friedens! Das lob' ich mir! Wenn drauß die Karthäuser gehen, dann führt Ihr ein geruhig und silles Leben, und Gänzeblut in Schwarzsauer ist das einzige Blut, davor Euch nicht graut!“

Der Pfarrer las still weiter und tat einen Zug aus dem Steinkrug mit Wein. Die Offiziere lachten dröhrend. Er las, als ginge ihm das garnichts an.

Da wurde der Junter lächerlich und grüßte: „Mann Gottes!“ hämpfte er, „geht hierher und sejt Euch zu uns und singt uns ein Schelmenlied von der Bathjeba. Priester und Weiber gehören ja zusammen, nicht wahr? Und Ihr habt gar ein feines Stimmlein, Ihr Weiberheld!“

Da sah der Pfarrer auf. Es blieb etwas aus seinen Augen.

„Herr Junter,“ sagte er ruhig, „Ihr haut auf den Rod, den ich trage, und von dem Ihr wisst, daß er mich hindert, Euch gute Sitten zu lehren!“

Der Junter lachte boshaft.

„Ihr selbst verläßt Euch auf Euren Pfaffenrod!“ rief er, „weil er Euch das Recht giebt, ein Teigling zu sein. Sieht auch einem Weiberrod ähnlich!“

„Dem kann abgeholfen werden!“ rief der geistliche Herr im grimmen Zorn, sprang auf und warf den Prediger-Talar ab. „Da liegt der Priester!“ rief er flammenden Auges, „und hier steht der Mann! Gelüftet's Euch noch, Junter Klaus, dann kommt her! Und einer von den sehr edeln Herrn ist wohl so freundlich, mir seinen Degen zu leihen!“

Ein Offizier reichte ihm den seinen und bot sich an als Secundant. Ein anderer trat auf die Seite des Junters, und



Riff-Piraten. Nach dem Gemälde von M. Zeno Diemer.

alle vier ritten in Eile vor die Stadt, um im Walde den Strauß auszufechten.

Der Pfarrer Friedrich Wendelin, jetzt in Wilgow, hatte in seinen Studenten-Tagen in Wittenberg eine seine Klinge geschlagen und manchem Mutterjähnchen einen Stammbuchvers ins Gesicht geschrieben, und der Junfer fand seinen Mann. Immer wütender wurde der vom Trumf Erregte über die Ruhe und Sicherheit, mit der der Pfarrer seine Ausfälle parierte. Sein Degen galt beständig ab an der kaltblütig geführten Klinge des andern, in dessen Gewalt er sich allzeit befand, aber der ihn edelmüthig schonte. Da sammelte er seine ganze Kunst und Kraft in drei blitzschnell nach einander folgenden Hinteren, — und das Ende war, daß er selbst in die Degenspfe des Gegners rannte. Der Zweikampf war beendet! — Der Junfer verdrehte noch ein paarmal die Augen, und blutiger Schaum trat über seine Lippen. Dann streckte er sich röchelnd lang aus. Er schüttelte stand der siegreiche Kämpfer über den Sterbenden gebeugt.

Die Secundanten rieten dem Pfarrer zur schleunigen Flucht. Und er warf sich auf sein Pferd und sorgte davon, — ein heimloser, gefährter Mann, der von Amt und Frieden flog. In zwei Stunden war er in Wilgow, raffte eilig sein Geld und einige Kleider zusammen, wort sich auf ein anderes Pferd und ritt nach Süden, ins Reich hinein. — Wohin?

Sein Weg führte an Gelenfande vorbei. Die Sonne war im Untergehen. Er ritt durch den Baumgang alter Linden, der zum Schloß führte. Da sah er vor sich Jungfer Else gehen in tiefen Gedanken. Die gespannten Hände hielten einen Strauß Feldblumen.

Als sie den Reiter sich entgegenkamen sah in großer Eile, daß ihr wieder alles Blut ins Gesicht. Sie schirmte die Augen mit der Hand, die den Strauß hält, gegen die blendende Abendglut. Der Reiter hielt vor ihr. „Jungfrau Else“, sagte er mit der Stimme, die ihr so wohlthat und so tief zum Herzen drang, „ich reite davon in die weite Welt! Vor zwei Stunden habe ich Euren Verlobten erschlagen im ehrlichen Waffenstreit! Er hat mich gereizt bis aufs Blut.“ —

Else lehnte leichenbläß am Lindenstamme. Starr blieben ihre großen Augen ihn an. Aber sie blieben traunleer.

„Der Junfer war nicht mein Verlobter!“ sagte sie mit zitternder Stimme, „das wißt Ihr!“

„Ihr flucht mir nicht?“ fragte er und beugte sich vom Pferde zu ihr nieder, und tief senkte wieder sein bittender, brennender Blick sich in ihren.

„Nein! Fahrt mit Frieden!“ sagte Else. Es fuhr wie Sonnenchein über sein Gesicht.

„Gebt mir den Strauß zum Zeichen des Friedens und Andenkens!“ bat er mit weicher Stimme. „Und nun lasst mich eilen, sonst häschten sie mich!“

„Hier!“ sagte Else und reichte ihm den Reiter. Seine Hand lag in ihrer. „Gott befohlen, und Gottes Lohn!“ Ihre Hände schlossen sich zusammen. Ein langer Blick. — Die Hufen des Pferdes verlangten in der Dämmerung im donnernden Galopp.

Else lehnte am Lindenstamme und weinte. — Die Sonne ging blutrot unter. Der Reiter eilte in die Nacht hinein. — Wohin? — Aber wie zwei freundliche Sterne leuchteten ihm Else's Augen durch die Nacht draußen und drinnen. —

Else war ein stilles, trauerndes Mädchen geworden. Um wen und um was sie trauerte, das wußte aber keiner. Ihre hartenägige Weigerung, sich zu verehlichen, fand man begreiflich und erklärlich aus dem Kummer um den Abgeschiedenen.

Dann Barbara trug auch großes Leid um das Scheitern ihrer Pläne. Ob der Kummer mit dazu half oder nicht, und die Sorge um die immer böser werdenden Zeitläufe: eines Tages legte sie sich, um nicht wieder aufzustehen, und die stille, ernsthafte Else schaltete nun in höherer Zeit als junge Burgfrau und Hausherrin und ließ die Stürme über sich und ihr Haus hinwettern. Es war keine Freude mehr am Leben zu finden, und als nun gar die Acht über die Herzöge gesprochen war, und der Vater von Jagd und Fischfang fort mußte, um selbst in Wehr und Waffen in Lehnsplicht als ein treuer Mann zu reiten und zu streiten, da blieb Else als oberste Besitzshaberin auf dem einsamen Schloß gar einsam zurück.

Eines Tages stand sie auf dem Thurm und sah betrübt und nachdenklich hinaus ins herbstliche Land. Da kamen zwei Reiter auf dem Weg nach Gelenfande geritten auf durchweichter Straße. Bald erkannte Else sie: es waren zwei Bassenhunde ihres Vaters, die trugen sein Schwert und seine Standarte, beide mit Flor umwunden; er war im ehrlichen Kampf gegen den Feind gefallen, und Else war trauernde Erbin im schwarzen Gewand. Und der Feind lag im Lande und fraß es.

So ging das Leben dahin, wenn nicht fremdes und immer gefürchtetes Kriegswolf die Straße zog. Gelenfande lag nicht an der großen Heerstraße der Wallensteiner; das war, Else's Glück. Und doch sollte sie des Krieges Roth und Elend in vollen Zügen tragen. Auch auf die Nebenstraßen verzirrten sich hungrige Heerhaufen genug.

Zunächst kam eines Tages ein Reiterhaufen in blühenden Kükken auf den Hof geritten. Der Befehlshaber war ein rauher Kriegsmann mit rotem Gesicht, barscher Stimme und wildem Blick. Züchtig und sittsam ging ihm die schöne Else entgegen und hob die reinen, flauen Augen zu dem Geharnischten.

„Ich bitte um Euren Schutz und um eine Ehrenwache!“ bat sie mit weicher Stimme und hob flehend die Hände auf zu dem Rappeneimer.

Mit Wohlgefallen sah der Reitermann auf das tapfere Mädchen nieder.

„Soll Euch werden, schöne Jungfrau; nur schont mir den Käppenheimer!“

Wirrend stiegen sie von den Gäulen, und es sah nicht aus, als ob sie ja gar bald abziehen wollten; als sie aber abzogen, und Else ihren aufzahmend und doch nicht ohne Dank nachsah, da klangen alle Fässer im Keller hohl. Und sie waren's auch wirklich. Und auch im Geldkasten war's leer geworden.

Dann kam nach einer Weile, als der Waldstein von

Stralsund abgezogen war, ein anderer Haufen, an dessen Spitze ritt ein gar feiner Herr von altem Adel aus dem Süden. Auch ihm ging Else entgegen und trug ihm dieselbe rührende Bitte vor.

Der Führer der Schwadron sah sie mit bewundernden Blicken an. „Einer Sauegarde bedarf es nicht, wo der Hof schon holder Engelhut sich erfreut!“ lautete die Antwort bedenktlich genug.

„Die Fächer im Keller sind alle leer!“ gestand Else mit

dass Jungfrau Else verzweifelt die Hände rang: „Wie soll das enden!“

Da kam die Nachricht von dem Anrücken einer Schwedenschar.

Vor ihrem beschleunigten Abmarsch plünderten die Kroaten das Schloß rein aus, nach allen Regeln der Kunst, soviel noch drin geblieben war, und stießen es in Brand. Und was sie an kostbarkeiten fanden, das packten sie in eine eisenbeschlagene Kiste und luden es auf einen Wagen vor den spannten sie das



Liebeswerben. Nach dem Gemälde von Leopold Rotherau.

Bogen. Der Führer war abgestiegen und saßte sie unter das Kinn. „Mich düstet nicht nach Wein, aber nach dem Nektar Eurer Lippen, edle Jungfrau!“ sagte er mit verlangendem Blick auf das schöne, einjährige Fräulein.

Sie sprang einen Schritt zurück. „Seid Ihr ein Edelmann?“ fragte sie mit heller, strenger Stimme.

Er verneigte sich mit finsterem Blick.

Und er betrug sich als Edelmann gegenüber ihrer strengen Kühle und ihrem ernsten Widerstande. Aber auf dem Hofe ging es bunt her. Als er zu Else's Glück bald davon mußte, da läßte er ihr ritterlich die Hand: „Bete einmal für einen wilden Soldaten!“ sagte er, warf sich aufs Pferd und sorgte davon. Else holte wieder tief Atem. Es war doch, als ob sie eine Sauegarde hätte.

Es war wilde, rauhe Zeit.

Eine Weile war's ruhig. Da kam die Kunde, daß Gustav Adolf auf Uedem gelandet sei. Und bald darauf drang ein wilder Haufen Soldaten auf dem Rückzug in das Schloß ein. Sie konnten kein Deutsch, nur drei Worte: „Geld, Gold, Silber!“ Und die gebrauchten sie so oft und mit so deutlichen Drohungen,

legte Pferd im Stall und fuhren ab. Und zu allerleit kam einer, daß war der Führer, ein wilder Gesell, der trug die um sich schlagende Else im Arm, und zwei Reiter reichten sie ihm grinsend in den Sattel hinauf. Er hatte ihre Thurmflamme gesprengt, und im Sturm segten sie vom Hof, denn die Trompeten der Schweden klangen ihnen gellend in die Ohren, wie Posaunen des Gerichts. Über Else, die über den Sattelknopf geworfen lag, hatten sich dunkle Schleier der Ohnmacht gebreitet. Ihr langes Blondhaar flatterte im stürmenden Wind.

Da kam's durch die Lindenallee im reißigen Geschwader einhergebraust, im Sturm vorüber am Schloß, den Kroaten nach wie das Wetter. Ein kurzes, wildes Gefecht, und hin und her lag ein Todter, oder ein Verwundeter stillte das Blut; die Kroaten flohen mit ellenden Füßen. Auf der Flucht stürzten sie die Kiste in den Illensee. Dort liegt sie noch heute. Und wieder stieg der Mittmeister, diesmal der der Schweden, vor dem geplünderten Schloß aus dem Bügel. Im Arm hielt er die bewußtlose Else. Er hatte den Kroaten aus dem Sattel geschossen, der ihm vorher noch die Stirn mit breitem Säbelhieb gezeichnet hatte, daß ihm das rinnende Blut in die Augen

tropste. Drinnen, im verwüsteten Gemach, schlug sie die Lider auf, und aus todblaßem Gesicht sah sie den Retter mit Entsezen an, der mit verbundener Stirn sich über sie neigte, ganz tief.

Vor ihr stand mit blutendem Haupt ein hochgewachsener Mann mit blauen, leuchtenden Augen.

„Edle Jungfrau, ich kam zur rechten Zeit!“ sagte er mit diesem Ton.

Und als sie die Stimme hörte, da kannte sie ihn und jaulte laut auf. „Herr Pfarrer!“ — Und die alte Liebe kam ihr wieder mit Macht ins Herz.

Er lachte, und wieder blitzen die weißen Zähne zwischen den rothen Lippen:

„Der Pfarrherr liegt bei Waldkirch begraben; jetzt, nach manchem heiligen Tag beim Mansfelder Grafen und beim dänischen Christian bin ich Rittmeister im Dienst Sr. Schwedischen Majestät. Und nun frage ich: Jungfrau Else, es ist nicht gut allein sein in diesen Kriegsläufen; wollt Ihr mein Weib sein und mit mir gehen, wohin der Krieg und der Sieg uns führen unter dem Schwedenführer? Hab' Euer nimmer vergessen können, und bin Euch den Gatten schuldig geblieben. So nehmt denn mich dazu und mein Herz und meinen Degen!“

Else stand schön und bleich vor ihm. Sie sah ihn an mit Augen der Liebe. „Um mich seit Ihr landflüchtig geworden, und vom Verderben habt Ihr mich gerettet. So will ich Euch die Stätte bereiten, wo Ihr nach dem Streit in Frieden und Freuden ruhen könnt. Hier ist alles wüst, und ich bin arm, und wenig ist mein Hab und Gut, aber mein Herz mögt Ihr haben; mag's Euch nimmer gereuen! Es war Euer allzeit in Lieb' und Leid!“

Er schlängt den Arm um sie, und sie richtete sich auf an seiner Gestalt, seit an ihn gelebt. Eine Stunde großen Friedens im Getümmel des Krieges.

Und als die Schweden davon zogen, hinein ins Reich, dem Könige nach, der vor Berlin stand, da ist sie an seiner Seite geritten, ein junges, im Glück blühendes Weib, und nimmer hat sie den Fuß wieder auf den heimischen Boden gesetzt. Ein in späteren Jahren auf Gelenkende als Herdentheft dienender alter Schweden-Dragoner erzählte zuweilen, ein furbrandenburgischer Überwachtmusikant Wendelin, unter dem er einst unter dem Schwedenkönig hier gefochten, am Alsensee, habe ihn bei Fehrbellin vom Pferde gehauen. Er habe ihn wohl gefaßt an der Narbe über der Stirn, die ihm einst ein Aroat geschlagen, dem er ein blondes Fräulein abgejagt. Gelenkende war als herrenloses Leben nach dem Kriege eingezogen worden. Der Überwachtmusikant Wendelin mag sich mit seinem Weibe in Kurbrandenburg die Heimat gebaut haben. Der Große Kurfürst hielt etwas auf seine alten Soldaten, die mit ihm im Felde gelegen.

Nachdruck verboten.

Ida Hiedler.

Von Ferdinand Pohl.

Siehe das Portrait auf Seite 169.

Is ist wahr, den Frauen hat die Natur die schöpferische Kraft, die geniale Ader des Erfinders auf denselben musikalischen Gebiet verliegt, auf dem sie als reproduzierende Künstler so außerordentliches leisten, das sie als Instrumental-Virtuosen, als Sängerinnen mit glänzender Meisterschaft beherrschen. Die Musik selbst ist ein Weib; vielleicht liegt in dieser Symbolisierung der Schlüssel zu jenem Geheimniß, daß nur der Mann in einer mystischen Verbindung mit diesem Weib im Stande ist, schöpferische Kräfte auszulösen. Aber das Weib spricht seine tiefsten Geheimnisse, seine innerste Seele in der Musik aus, es bleibt in seiner Sphäre, in seinem ureigenen Bezirk, wenn es musiziert. „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen, als in der Liebe“, — lautet ein tiefsinngiger Auspruch Richard Wagner's. Und im Grunde ist auch das Wesen der Frau nicht anders zu fassen. Somit hätten wir es als eine tiefe innere Verwandtschaft zu deuten, daß die Frauen als ausübende Musiker Gipfelpunkte der reproductive Kunst darstellen. Wenn der moderne Konzertsaal so lange als uneingeschränkter musikalischer Machtkreis des männlichen Musikers sich behauptet wird, als wir keine weiblichen Kapellmeister, keine Frauen-Orchester besitzen, in denen Pauken, Trompeten und Bassauren von Frauen gespielt werden, so sind wir doch geneigt, den Frauen auf der Bühne unbedingt die gleiche Machstellung und dieselbe künstlerische Bedeutung einzuräumen, wie dem Manne. Die dramatischen Componisten teilen von jeher die allergrößten und schwierigsten Aufgaben den beiden Geschlechtern gleichmäßig zu, und die Frauen haben als Künstlerinnen gerade auf der Bühne ihre glorreichsten Triumphhe gefeiert, die höchsten Offenbarungen der Kunst getragen und erfüllt. Welch eine wunderbar schimmernde Reihe erlauchter Frauen-Gestalten, deren Andenken die Geschichte der Bühne bewahrt! All die großen dramatischen Charaktere, die Isolde, die Donna Anna, das erlösende Weib Richard Wagner's, in seinen mannigfältigen, immer hinreißenden Incarnationen, haben zahlreiche Talente zu hellem Glanze entzündet. Es ist ein Wetteifern um die Palme, ein höchstes Anspannen aller Kräfte, eine ungeheure Hingabe an das Ideal, kurz, eine ernsthafte, heilige Künstler-Arbeit, die jede dramatische Sängerin immer wieder von neuem verrichtet; ein fortwährendes Emporströmen zu den Höhen der Vollkommenheit, das den Verständigen selbst dort noch mit allergrößtem Reizpfeil erfüllt, wo das Feuer der Bewunderung keinen Ruhm findet. Unter den ausgezeichneten Künstlerinnen der modernen Opernbühne ist schon darum, weil sie weithin sichtbar an einem der vornehmsten Kunst-Instituten wirkt, Fräulein Ida Hiedler zu nennen, eine Künstlerin, die in ihrer vornehmsten Art, in ihrer hochgerühmten Gesangskunst und ihrer maßvollen Darstellung seit Jahren der Berliner Hof-Oper zur Rieke gereicht. Ida Hiedler ist nicht auf märtyrischem Boden gewachsen; sie wurde in Wien als Tochter eines Staatsbeamten geboren. Die musikalische Mitglied des österreichischen Volksstamms ward auch ihr in reichem Maße zuteil. Und diese musikalische Begabung führte sie zunächst an das Instrument unserer Zeit, an das Klavier, das als Mode-Instrument ebenso in Betrieb gekommen ist, wie es als musikalischer Hausfreund eine unerschütterlich feste Stellung behauptet und immer behaupten wird. Aber nicht das Klavier

wurde dem jungen Mädchen Beruf und Schicksal. Es war vielmehr die Oper, deren Zauber sie mächtig lockte. Sie hörte in ihrer Vaterstadt einmal, — es war ihre erste Oper, — den Troubadour, dieses genialen Kauderwelsch italienischer Kunst, und zwar mit der Lucia und der unvergleichlichen Papier. Der Wunsch, singen zu lernen, um singen zu können, gleich diesen strahlenden Künstlerinnen, führte Fräulein Hiedler, — sie war unterdessen ein Fräulein geworden, — zum Gesang. Nachdem sie zunächst privaten Gesangunterricht genommen, trat sie in das berühmte Conservatorium ein, wo sie in Josef Neß, einem der vorzüglichsten Gesangs-Pädagogen unserer Zeit, einen Lehrer fand, der ihre prachtvollen Stimmen-Mittel zur vollen Blüthe brachte und zu einem feinen und empfindlichen Organ des künstlerischen Ausdrucks erzog. In der Schule dieses trefflichen Mannes baute Fräulein Hiedler ihre reine und technisch in so hohem Grade zuverlässige Gesangskunst aus, die ihr später zur soliden Basis ihrer dramatischen Leistungen wurde. Fräulein Hiedler machte nun schnell ihren Weg. Ja, sie darf sich als ein Glückskind preisen, dem es gegönnt war, auf gerader Bahn, von feinem Dornengebusch, von feinen Verhauen aufgehoben, mitten in eine schöne, freudvolle Wirtschaft hinein zu schreiten, ohne das Martyrium hoffnungslosen Mingers, qualvoller Enttäuschungen. Vielleicht prägt sich dieser äußerliche Optimismus ihres Lebenszuges auch in ihrer Kunst aus. Denn den wahren Schmerz vermag nur derjenige Künstler auszusprechen, der diesen Schmerz erlebt hat, der mit Thränen getaucht ward. Fräulein Hiedler gastierte im Mai 1887 an der Berliner Hof-Oper; der Erfolg dieses Gastspiels war erfreulich. Er fesselte die Künstlerin an die Berliner Hof-Oper, und er blieb ihr treu, ja er steigerte sich zu schöner Höhe. Als gar andere Bühnen mit den Sirenen-Liedern glänzender Beiträge die Künstlerin zu umgarnten drohten, bot die Intendant der Hof-Oper Fräulein Hiedler einen Contract, mit dessen Annahme sich die Künstlerin bis zum Jahre 1906 an die jetzige Stätte ihrer erproblichen Wirksamkeit gebunden hat. Und die Hof-Oper hat recht, sich den Besitz einer Künstlerin zu sichern, die, im Vollbesitz einer herrlichen Stimme und jener äußeren Mittel, deren die Illusion des Dramas nun einmal bedarf, die, immer zuverlässig, von hohem Fleiß unterricht, ruhmlichen Strebens voll, gewissenhaft und ausdauernd, kein anderes Ziel kennt, als ihrer Kunst eine getreue und hingebungsvolle Priesterin zu sein. Fräulein Hiedler hat bisher 55 Partien gesungen; darunter die großen Frauenrollen der Wagner'schen Museldramen, dazu Fidelio, Aida, Leistungen, denen ihre Darstellungen der Frauengestalten Weber's und Mozart's würdig zur Seite stehen. Fräulein Hiedler ist als dramatische Künstlerin nicht so sehr „Temperamentlerin“: sie unterstreicht weniger die scenische Energie, sie legt nicht den Schwerpunkt einzig und allein in das dramatische Moment; ihre Leistungen gipfeln vielmehr im spezifisch künstlerischen Gesang, und darin wölzt auch das Häßliche und Anziehende ihrer künstlerischen Persönlichkeit. Dass der sympathischen und gefeierten Künstlerin zahlreiche Ehrenungen zu Theil wurden, bedarf wohl kaum ausdrücklicher Erwähnung. Mit besonderem Stolz erfüllt sie die Auszeichnung, mit der sie der Kaiser beglückte, als er sie bei Gelegenheit der 600. Freischütz-Aufführung persönlich zur Kammerjägerin ernannte. Die Künstlerin wirkte übrigens auch an dem Festkonzert in Moskau mit, das sich den Kronungs-Feierlichkeiten des russischen Kaiserpaars angliederte, und an zahlreichen Bühnen erschien sie als hochwillommener und dankbar begrüßter Gast.

Nachdruck verboten.

Frauen-Clubs in England.

Von Henriette Jastrow.

Unclippable! So lautet das Urteil, das die Herren der Schöpfung ihren weiblichen Mitmenschen entgegenhielten, sobald dieselben Einlaß begehrend an die Pforten ihrer Clubs pochten. „Nicht sättigungsfähig“, würde es der Leutnant übersehen. Natürlich! Die Frau war nicht dienstfähig, nicht wahlfähig, warum sollte sie nicht auch „nicht Club-fähig“ sein? Eine ganze Zeitlang nahm man das Urteil wie ein Gottesurtheil hin. Die Männer waren ja diejenigen, die die Clubs hatten, sie mußten es ja wissen. Nach und nach aber wurden doch Zweifel in diese Weisheit gesetzt, und so kam es, daß die englische Frau, noch bevor sie als wahlfähig und in öffentlichen Aemtern als dienstfähig anerkannt wurde, den Beweis ihrer Club-Fähigkeit erbrachte. Bereits ein Menschenalter zurück, im Jahre 1862, wurde der erste Frauen-Club in England gegründet. Es war der „Worcestershire Ladies' Club“, der Vorläufer der Club-Bewegung unter den englischen Frauen. Aber neun Jahre dauerte es noch, bis London, das eigentliche Club-Land, seinen ersten Frauen-Club, den „Albemarle-Club“, eröffnen konnte. Damals hatten die Frauen noch nicht den Mut und Unternehmungsgeist von heute; man wagte sich zögernd an diesen Schritt, nicht ohne männliche Hilfe, und nicht, ohne dem Geschlecht, das sie selbst so ungästlich von der Schwelle gewiesen, als vollberechtigten Mitgliedern die Thore zu öffnen. Dieses großherzige Vorrecht machte nicht den gewünschten Eindruck auf das verhärtete Gemüth des männlichen Barbaren, aber deßen ungeachtet entwidmete sich der Club fröhlig und zählt heute 800 Mitglieder, meistens weibliche. Im selben Jahre, 1871, wurde noch ein zweiter Club gegründet, der „Bath-Club“, welcher ebenfalls noch heute besteht und sich verdienten Ansehens erfreut. Durch den Erfolg mutthiger gemacht, schritt man im Jahre 1884 zur Gründung eines Clubs mit ausschließlich weiblicher Mitgliedschaft, des „Alexandra-Club“. Hier rannen man nur in das entgegengesetzte Extrem, indem das Prinzip aufgestellt wurde, Männer unter keiner Bedingung „zugelassen“. Dieses „zulassen“ wurde so wörtlich genommen, daß das verpönte Geschlecht auch als Guest nicht eingeführt werden durfte, es sollte absolut nicht die heilige Schwelle des Hauses betreten. Nur zu Gunsten eines einzigen Mannes wurde eine Ausnahme gemacht. Dieser bevorzugte Sterbliche ist der Pförtner des Clubs, dessen Bereich zu gewissermaßen außerhalb der eigentlichen Club-Räume liegt, dem aber dennoch gnädiglich der Eintritt in die heiligen Hallen gestattet ist. Mit dieser Abstinenz steht der „Alexandra-Club“ einzig da. Das heißt unter den Frauen-Clubs; denn von den Männer-Clubs schließen bei weitem die meisten das andere Geschlecht auch als Gäste aus. Aber steht der „Alexandra-Club“ auch „nur Frauen“, so steht er doch leineswegs jeder Frau offen. Man muß „ho-

fähig“ sein, um der Kunst der Mitgliedschaft theilhaftig zu werden, oder, wie die Satzungen es umschreiben: „nicht wählbar sind solche Damen, welche zu Ihrer Majestät Drawing-Room nicht zugelassen werden sind, oder voraussichtlich nicht zugelassen werden würden“. Der „Albemarle“ sowohl wie der „Alexandra-Club“ bieten den Mitgliedern den raffinirtesten Luxus und Komfort dar, der erste hat seine Räume im Herzen des Club-Viertels von London, in Piccadilly, der letztere in der nicht minder vornehmen Grosvenor Street. In beiden ist das Eintrittsgeld fünf Guineas (105 Mark) und der jährliche Mitglieder-Beitrag in gleicher Höhe. Von ähnlichem Character wie diese Vorläufer ist der vor kurzem gegründete „Empress-Club“ in Dover Street, der noch luxurioser ausgestattet ist und das Non plus ultra von Club-Behaglichkeit darstellt. Alle diese Clubs sind „Non Residential Clubs“, das heißt, sie sind zum Aufenthalt für die Mitglieder bestimmt, doch bieten sie Gelegenheit, in den Räumen zu wohnen. Nachdem sich aber die Frau mit so viel Geschick und Erfolg der Club-Bildung bemächtigt und sich so völlig als „clubbable“ erwiesen hatte, machte sich auch alsbald das Bedürfnis nach „Residential-Clubs“ geltend. Die zahlreiche Geburts und Held-Aristokratie auf den Landseiten des Inselreiches besaß zwar durchweg auch in der Residenz ein Haus, wo man in der Saison gewöhnlich zwei Monate im Jahre, Mai und Juni, aufhielt. Wenn aber die Damen des Hauses außerhalb dieser Zeit nach London zu begeben haben, um sich dem so wichtigen Act des „Shopping“ zu widmen, dann möchte man es vermeiden, das Haus in Bewegung zu setzen, den dazu gehörigen Stab von Dienerschaft aufzubieten und womöglich gestellte Pflichten auf sich zu nehmen; im Hotel hingegen möchte man auch nicht wohnen, ein „home from home“ ist es, das man zu dem Zwecke haben möchte, sozusagen einen Ableger des eigenen Heims, kurz, einen Club. Und so erfreuen sich denn die „Residential Clubs“ ausgewählter und zahlreicher Mitgliedschaft. Der größte unter ihnen ist der „Court Club“ in Hannover Square, der neuerdings wieder seine Räume durch Hinzunahme des Nachbarhauses erweitern mußte, um den Ansprüchen der wachsenden Mitgliederzahl gerecht zu werden. Das Wohnungsrecht der Mitglieder in den Clubs, wenigstens in dieser Art Clubs, ist nur ein vorübergehendes. Im „Green Park Club“ ist es sogar auf jeweilig acht Tage befristet, was einigermaßen hart ist gegen eine Lady, die es mit der Bequemlichkeit und dem Studium ihrer Toiletten-Gegenstände, — da Vorläufern des eigentlichen Shopping, — gewissenhaft nimmt. Der „Green Park Club“ ist ebenfalls ein Rendezvous der fashionablen Welt und zählt sogar die Königliche Familie zu seinen Mitgliedern, nämlich die Prinzessin Christian und deren Tochter, Prinzessin Victoria. Eine vornehme Eleganz zeichnet die Räume dieser Vereinigung aus. Der Drawing-Room ist im Stile Louis XV. gehalten und mit auserlesenen Kunstsäulen aller Art ausgestattet, ohne indessen überladen zu sein. Dieselbe feine Kunstfertigkeit prägt sich auch in der Ausschmückung der anderen Räume aus, deren einer, das Speisezimmer, auch ein Empfang männlicher Gäste offen steht. Der Club bietet seinen Mitgliedern ferner musikalische Genüsse, sogenannte Entertainments, die alle vierzehn Tage stattfinden, und deren Programm die langvollsten Künstlernamen aufweist. Auch in diesem Club sind Eintrittsgeld und Jahresbeitrag je fünf Guineas. — Bescheidene Ansprüche an die irdischen Güter der Mitglieder stellt der „New Victorian Club“ in Sicville Street, der seine Thore gegen ein Eintrittsgeld von zwölf Guineas und einen Jahresbeitrag in gleicher Höhe öffnet. Höflichkeit braucht nicht nachgewiesen zu werden. Der Club war sogar zuerst als Heim für „Gentlewomen“ geplant, welche für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten haben; aber weder die Lage, noch die begleitenden Umstände waren der Ausführung dieser Idee günstig, und so entschlossen sich die Leiter, den Club zu einem nur gesellschaftlichen Zwecken dienenden umzuformen. Die Mitglieder sind „Well-to-do-Women“, und wenn sich auch Berufstätige unter ihnen befinden, so sind es doch solche, die den Kampf ums Dasein längst hinter sich haben und auf einer Lase von behaglicher Wohlhabenheit angelangt sind. Die Räume des Clubs zeichnen sich trotz ihrer Eleganz durch eine gewisse Gemüthlichkeit aus, von den Empfangs- und Speisräumen, bis zu den Schlafzimmern, die schon zeitig vorher bestellt werden müssen und dann auch nur jedem Mitglied eine bestimmte Zeit zur Verfügung stehen.

Frauen, die für sociale oder politische Streitfragen eingehen, werden Mitglieder des „New Sommerville Club“, Oxford Street, oder des „Pioneer Club“ in Grafton Street, oder des „Seam Club“, der sein schönes Heim in Dover Street hat. Der erster ist beiderdeiner. Er erhebt den geringen Jahresbeitrag von einer Guinea jährlich, um möglichst weite Kreise zur Mitgliedschaft heranzuziehen, denn der Club meint es ernstlich mit seiner Aufgabe, das Interesse der Frauen für die Allgemeinheit zu fördern und sie politisch zu schulen. Ein bis zweimal monatlich finden Vorträge und Discussionen statt, ein reichhaltiges Lesezimmen und eine stattliche Bibliothek stehen den Mitgliedern neben den sonstigen anheimelnden Club-Räumen bis elf Uhr zur Verfügung. Die Schlafstunde der anderen Clubs ist zehn oder halb elf, und Sonntags sind fast alle „Non Residential Clubs“ ein unzugängliches Heiligtum, wovon der „New Sommerville Club“ eine für continentale Begriffe „rühmliche“ Ausnahme macht.

Der „Pioneer Club“ ist für die vornehme Dame, die in irgend einem „movement“ steht, womöglich in der Front. Er ist von der bekannten Mrs. Massingberd gegründet worden, als eine Tummelstätte für die vorwärts strebenden Elemente unter den Frauen auf den verschiedenen Gebieten, heute aber, wo jede englische Frau mehr oder weniger am öffentlichen Leben teilnimmt, glauben nur die Mitglieder selber noch, „Pioniere“ des Fortschritts zu sein. Die Pioniere tragen als Abzeichen eine Brosche, zwei sich kreuzende Haken darstellend, und müssen, — im Club wenigstens, — Temperanz sein, denn nach den Intentioen der Gründerin soll der Club jetzt und für immer nach den Prinzipien der Teetotaler verwaltet werden. Glücklicherweise für die zahlreichen tabakqualmenden Mitglieder des Clubs ist das Verbot des Rauchens nicht mit aufgestellt worden, im Gegenteil, ein verführerisch ausgestattetes Rauchzimmer fordert geradezu heraus, sich dem aromatischen Gifft zu ergeben. Man hält sich leineswegs an die Cigarette, sondern auch die funktionsvollen Rauchwölzchen manch echter Havannah sieht das Allheiligste, und auch eine Pfeife wird gelegentlich nicht verschmäht. Darunter muß man sich aber nicht eine lange Studentenzeit mit bemaltem Porzellan-Kopf vorstellen, sondern eine jener kleinen kurzen Holzheisen, welche hier im Lande des hohen Tabatz

sowogenen jeder Raucher mehr oder weniger verfällt. Der "Pioneer Club" befand sich vor einiger Zeit in einem trüfflichen Stadium. Er hatte seine Gründerin, Mrs. Massingberd, die sich mit ganzer Seele der Vereinigung hingegeben und sie finanziell stützte, durch den Tod verloren, und obwohl der Club auch im Testamente der Gründerin bedacht worden war, erschien seine Existenz dennoch nicht ungefährdet, um so mehr, als ihm durch die Neugründung des "Grosvenor Crescent Club" ein Nebenkubus entstand, der eine Spaltung in der Reihe der Pioniere zur Folge hatte. Aber es zeigte sich, daß gerade die Spaltung, welche so bedrohlich erschien, dem Club zu neuem Aufblühen verhalf. Die besonderen Anstrengungen, welche die Mitglieder in dem Bestreben, den ihnen lieb gewordenen Club zu erhalten, unternommen, hatten den Erfolg, daß sich die Mitgliederszahl auf über 600 hob, und der "Pioneer Club" nunmehr auf noch feierter Boden steht als früher. Wertwürdigweise ging dadurch nicht etwa der "Grosvenor Crescent Club" ein, sondern schoss gleichfalls in die Höhe und weist heute etwa 800 Mitglieder auf. In Verbindung mit dem "Grosvenor Crescent Club" sieht "The Women's Institute", welches eine Central-Ausflugs- und Förderungsstätte für alle berufstätigen Frauen und solche, die es werden wollen, sein soll. Der "Grosvenor Crescent Club" gehört, — zugleich mit dem "Albemarle", "Bath" und "Sesame-Club", — auch zu denjenigen Frauen-Clubs, deren Küche und sogar deren Keller sich eines gewissen Ruhes erfreuen. Hier kommt dann auch die Gastlichkeit mehr noch als in anderen Clubs zu ihrem Recht. Die "dinner parties", die man im Club giebt, entlasten zugleich die Gastlichkeit-Bürden des Haushalts, und so erfreuen sie sich nach mancherlei Richtung hin großer Beliebtheit.

Erlaubt, aber in Bezug auf geistige Aristokratie, ist der "University Club for Ladies" in Maddox Street. Ihm gehören nur "studirte" Frauen an, doch können auch andere Frauen, die sich in Kunst, Wissenschaft, Philanthropie u. s. w. hervorgehoben haben, vom Vorstand zur Mitgliedschaft eingeladen werden. Die Zahl dieser Mitglieder darf aber nie fünfundzwanzig überschreiten. Wissenschaftlich arbeitende Frauen finden sich in diesem Club zusammen, und die interessanten Debatten, die von Zeit zu Zeit stattfinden, bringen einen auregenden Meinungs-austausch hervor.

Unter den "Professional Clubs" steht in erster Reihe "The Writers' Club", Norfolk Street, Strand. Organisierte Diskussionen, Vorträge oder dergleichen finden hier allerdings nicht statt, ja, in den Statuten sind sie sogar unteragt. Das Comité geht von der Ansicht aus, daß die "schreibenden" Frauen, — zumeist sind die Mitglieder Journalistinnen, — von Berufs wegen so zahlreich Vorträge und Diskussionen "mitzumachen" haben, daß sie in ihrem Club füglich davon bewahrt werden sollten. Zwanglose, unterhaltungsweise Debatten entstehen sich natürlich über alle möglichen und unmöglichen Dinge, aber vor einem regelrechten Vortrag ist man in diesen, der Behaglichkeit gewidmeten Räumen sicher. Ein noch strengeres Verbot richtet sich gegen das Rauchen in den Club-Räumen, so streng, daß eine Übertretung die Mitgliedschaft verwirkt, und das mag mehr als andere Momente darin, wie verbreitet das Rauchen unter dem weiblichen Geschlecht in London ist. Das Verbot drückt auch seineswegs eine Gegnerhaft gegen den Genuss einer Havannah aus, — o nein, das würde dem Freilande des "Writers' Club", in welchem "erlaubt ist, was gefällt," wenig anstreben. Es ist vielmehr eine reine locale Frage: das Rauchzimmer fehlt den gegenwärtigen Räumen noch, und so lange das der Fall ist, lädt sich im Interesse der Richtraucher das Verbot nicht wohl umgehen. Dessen Tage dürften aber gezählt sein, und über kurz oder lang wird der Wunsch der Nicotin-ergebenen Mitglieder nach einem Rauchzimmer Rechnung getragen werden.*). Der "Writers' Club" hat sich die einzige Aufgabe gestellt, journalistisch oder literarisch thätigen Frauen behagliche Club-Räume zu schaffen. Dieselben müssen statutengemäß im "Zeitungsviertel" von London, — welches sich bekanntlich von Fleet Street bis einschließlich Strand mit all den unzähligen Nebenstraßen hinzieht, — sich befinden und bieten den Mitgliedern die für sie so wichtige Tages-Literatur in einem reichhaltigen Lesezimmer, machen sie für das Lunch von den Restaurants unabhängig, geben in den Empfangsräumen Gelegenheit zu privaten und geschäftlichen Zusammenkünften aller Art u. s. w. Die "at homes" des Clubs, jeden Freitag Nachmittag, sind mit der interessanten Gesellschaft und dem ungezwungenen Ton, den man dort findet, zu einer gewissen Bekümmertheit gelangt. Ein Eintrittsgehalt von einer Guinea und der Mitgliedsbeitrag von ein und einer halben Guinea (31,50 Mark) sind dem Stande angemessen, welchem der Club dient, und ermöglichen, daß die Mitgliederszahl eine beträchtliche ist, die völlige Selbstunterhaltung des Clubs, ohne jede Abhängigkeit von Gründern und deren Testamenten.

Von den freundlichsten Beziehungen der einzelnen Clubs unter einander erfährt auch der Außenstehende gelegentlich durch Zeitungs-Mittheilungen, wie etwa folgende:

The New Victorian Club is closed until August 27th; members meanwhile are the guests of the Ladies' County Club.

The Albemarle Club is shut for four weeks from today; members are invited to accept the hospitality of the Bath Club.

The Writers' Club will reopen Sept. 1st, Members will kindly be received as visitors at the Pioneer Club, u. s. w. Das ist die Zeit der jährlichen gründlichen Hausförderung, die gleichzeitig mit den nötigen Reparaturen verknüpft wird; die Clubs werden dann gänzlich geschlossen, und die Mitglieder sind für einige Wochen die Gäste eines fremden Clubs, welchem man natürlich den gleichen Liebes-dienst erwacht. Unter den Berufs-Vereinigungen ist ferner der "Shuttleworth Club" zu nennen, der, für Geschäfts-Angestellte bestimmt, in der City sich befindet. Von den 500 Mitgliedern ist jedoch nur etwa ein Drittel weiblich, sodass dieser Club nicht eigentlich in die Kategorie gehört, mit welcher wir uns heute beschäftigen. Der Beitrag beträgt 1 Guinea für die männlichen und 15 Schilling für die weiblichen Mitglieder.

Auch die "Nurses", die Kranken-Pflegerinnen, haben ihren Club, den sie im Jubiläums-Jahr der Königin gründeten und daher "Victoria Commemoration Club" nannten.

Die neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Frauen-

*). Seit dieser Artikel gezeichnet wurde, hat bereits die Vergroßerung der Räumlichkeiten und die Einrichtung eines Rauchzimmers stattgefunden.

Clubs ist "The Flannel Shirt Club", der aber weit harmloser ist, als es sich für Phantasie-reiche Gemüther, die seine Mitglieder bereits in Flanellhemden oder Blusen als National-Tracht ausmarschieren sehen, anhört. Er verfolgt den törichten Zweck, aus den Krankenhäusern entlassene Rekonvalescenten mit Flanellhemden zu versehen, um sie vor Erläuterung zu bewahren. Frauen-Clubs dieser Art existieren natürlich noch sehr zahlreich, wie auch eine große Anzahl anderer Vereinigungen, die sich ebenfalls "Clubs" nennen; "Factory Girls' Club", Bicycle- und sonstige Sport-Clubs, ja sogar einen Schach-Club für Frauen giebt es; aber das sind nicht solche Clubs, die uns heute interessieren, diese Art Clubs war weniger damit gemeint, wenn der Frau das niederschmetternde Urteil „unclippable“ gesprochen wurde.

Nachdruck verboten.

Nordlicht.

Bon Julius Hermann.

Non Zeit zu Zeit findet man in den Tagesblättern die Mittheilung, es sei ein Nordlicht sichtbar gewesen, aber nur die wenigsten Bewohner unserer großen Städte sind wirklich in der Lage gewesen, einmal mit eigenen Augen ein Nordlicht zu sehen. Denn die hohen Häuser und engen Straßen der modernen Großstädte gestalten nur ausnahmsweise einen etwas freien Blick auf den Himmel, und die nächtliche Erleuchtung der Straßen durch eine Fülle von Gaslicht und zahlreiche elektrische Lampen läßt das Firmament nur als einen dunklen Hintergrund erscheinen. Es ist daher Zufall, wenn der Stadtbewohner einmal den Strahl eines Nordlichts zu Gesicht bekommt. Aber auch auf dem Lande sieht man die Erscheinung nicht häufig, denn sie ist in unseren Gegenden sehr selten, wenigstens was große Nordlichter anbelangt. Eine der prachtvollsten Erscheinungen dieser Art ereignete sich am Abend des 25. October 1870. Man sah damals an vielen Orten Norddeutschlands und in Belgien, wie in Rusland, am nördlichen Himmel gewaltige farbige Strahlen, von denen viele mit Blitzesschnelle bis zum Scheitelpunkt des Beobachters emporgeschossen. Dann bildete sich am nördlichen Himmel ein leuchtender rother Bogen, der sich östlich und westlich auf den Horizont zu stützen schien, ähnlich wie ein Regenbogen. Dieser Bogen konnte sogar in Griechenland gesehen werden, doch schien er dort tiefer am Horizont zu liegen. Im südlichen Deutschland stand er hoch am Himmel, und in Böhmen erschien er sogar im Scheitelpunkte. Viele Leute in Dänemark, Schweden und den russischen Ostsee-Provinzen sahen den Bogen auch, aber dort erschien er nicht am nördlichen Himmel, sondern im Süden, auch war er daselbst nur ziemlich schwach zu sehen. Aus diesen Angaben hat man geschlossen, daß dieser roth leuchtende Bogen aus irgend einer Materie bestand, die sich wenigstens siebzig deutsche Meilen oder über fünfhundert Kilometer hoch in der Luft befand, in Gestalt einer Schicht von dreißig bis vierzig Meilen Breite und fünfzehn Meilen Tiefe. Innerhalb dieser ungeheuren Schicht stand das Aufschießen der farbigen Strahlen statt, und unter ihr, aber noch immer zwanzig Meilen hoch in der Atmosphäre, schwante eine Masse weißen Lichtes in einer Ausdehnung von Schweden bis nach Mitteldeutschland. Es handelt sich also um eine sehr großartige und geheimnisvolle Lichterrscheinung, und die Höhen, in denen sie vor sich ging, liegen weit über den Regionen, in welchen sich unsere Witterungs-Vorgänge abspielen. Wenn jemand damals auf dem Gipfel des Mont Blanc gewesen wäre, so würde er die Nordlicht-Erscheinung noch genau ebenso unbekannt hoch über sich erblickt haben, wie unten am Boden. Solche großen Nordlichter sind, wie bemerkt, in unseren Gegenden seltener; wenn man sich aber nach Norwegen, in das Land der Mitternachts-Sonne, begibt, so sieht man sie häufiger, ja im nordischen Eismeer, in den Gegenden der öden Inseln, welche das Franz-Josef-Land bilden, ist das Nordlicht überaus häufig und großartig. Allnächtlich flammt dort der Himmel auf im farbigen Scheine der Nordlichtstrahlen, und diese Erscheinung ist von einer Pracht, die selbst der Wiedergabe durch den Pinsel spottet. Der Österreichische Polarfahrer Wenprecht, welcher in jenen einzigen Regionen anfangs der siebziger Jahre überwinterte, hat von den Nordlicht-Erscheinungen daselbst eine klassische Schilderung gegeben. In jenen Gegenden zeigt sich der Lichtschein nicht wie bei uns im Norden, sondern man erblickt ihn am südlichen Himmel, bisweilen im Osten oder Westen oder auch im Scheitelpunkte. „Zunächst“, sagt Wenprecht in seiner Schilderung eines großen Nordlichtes auf Franz-Josef-Land, „erscheint ein matter Lichtbogen, der heller wird und sich gegen den Scheitelpunkt erhebt. Das Nordlicht nimmt sich daneben gelb aus. Der Bogen ist dreimal so breit als der Regenbogen. Höher und höher steigt er hinauf. In seiner ganzen Erscheinung liegt eine klassische Ruhe, nur hin und wieder wälzt sich eine Lichtwolke von der einen zur anderen Seite. Noch hat der Bogen nicht den Scheitelpunkt erreicht, und schon folgt ihm ein zweiter. Alle steigen (von Süden) langsam gegen den Scheitelpunkt und senken sich, erlöschend, gegen Norden herab. Ein anderes Bild: Ein Sturmwetter ist im Erlöschen begriffen. Unten auf dem Eis hat der Wind nachgelassen, aber die in raschem Fluge vorüber treibenden Wolken zeigen, daß er hoch oben noch immer sein Unwesen treibt. Über dem Eis wird es etwas Licht, es steht ein Nordlicht hinter den Wolken, das den dünnen Schleier beleuchtet und das Dämm der Nacht mildert. Da und dort blinnt ein Stern; durch die Dämmungen sieht man stellenweise das dunkele Firmament und die Nordlichtstrahlen auf ihrer Jagd gegen den Scheitelpunkt. Immer dünner wird das Gewölk; nur noch nebelartige Wollenballen jagen vor dem Winde dahin. Auf allen Seiten stehen Nordlicht-Fragmente; es sieht aus, als habe der Sturm die Bänder in Teppen gerissen und treibe sie nun ruhelos am Himmel hin und her. Mit unglaublicher Raschheit wechseln sie Form und Ort; eines steht hier, jetzt steht es dort; kaum ist es verschwunden, so taucht es an einer anderen Stelle wieder auf. Auch durch diese Teppen jagen die Lichtwellen. Wiederum eine andere Form: Den ganzen Tag haben sich schon Bänder jeder möglichen Gestalt und Intensität am Himmel herumgetrieben; es ist jetzt 8 Uhr abends. Für den Moment stehen nur einzelne Strahlenbüschel am Himmel; nur dort im Süden liegt direkt über den Horizont ein schwaches Band, das wir kaum beachten. Auf einmal hebt es sich rasch und breitet sich gegen Ost und West aus. Die Lichtwellen be-

ginnen durchzuhüpfen, einzelne Strahlen steigen gegen den Scheitelpunkt empor. Kurze Zeit hält es sich stationär, dann kommt plötzlich Leben hinein. Von Ost gegen West jagen lebhaft die Lichtwellen hindurch, die Ränder färben sich intensiv rot und grün und tanzen auf und ab. Schneller fließen die Strahlen in die Höhe, rascher und rascher folgen die Wellen auf einander, schon überstürzen sie sich gegenseitig und freuen sich, laufen über einander weg. Doch es sind nicht mehr einzelne Strahlen, es sind ganze Büschel, die gleichzeitig in toller Hast am ganzen südlichen Firmament emporjagen. Jetzt haben sie den Punkt erreicht, den sie alle anstreben, und jetzt schlägt es auf und ab nach allen Seiten, nach Nord und Süd, nach Ost und West. Gehören die Strahlen nach oben oder nach unten? Wer kann es entscheiden! Um das Centrum herum lebt ein Flammenmeer: ist es rot, weiß oder grün? Wer weiß es! Es sind alle drei Farben zu gleicher Zeit. Fast bis zum Horizont reichen die Strahlen, der ganze Himmel steht in Flammen. Das Band ist ein feuriger Fluß geworden, in welchem die breiten Lichtwellen mit rasender Geschwindigkeit von einer Seite zur anderen hinüber jagen. Die Natur führt uns ein Feuerwerk vor, wie es die kühnste Phantasie nicht herrlicher zu denken vermag. Unwillkürlich horchen wir auf; ein solcher Vorgang scheint uns undenkbar ohne Gefahr, aber es berichtet diese Stille, nicht das leiseste Geräusch trifft unser Ohr.“

Es ist ohne weiteres klar, daß in jenen Regionen des Eismeeres der Beobachter dem Sitz des Nordlichtes sehr nahe ist, wenigstens sehr viel näher als die Bewohner südlicher Gegenden. Allein immer noch ist die Erscheinung weit von ihm getrennt und spielt sich in unerreichbaren Höhen der Atmosphäre ab. Man wird daher unwillkürlich zu der Frage gebracht, ob es nicht Gegenden der Erde gibt, wo das Nordlicht tiefer auf den Boden herabkommt. Einzelne Beobachter wollen in der That Nordlichtstrahlen gesehen haben, die fast bis auf den Boden herab kamen. Der berühmte Seefahrer Storresby, dessen Angaben sehr zuverlässig sind, erzählt, daß er Nordlichtstrahlen gesehen habe, welche fast die Spitzen der Masten seines Schiffes berührten. In Norwegen ist die Meinung allgemein verbreitet, daß die Gipfel der hohen Berge den Sitz des Nordlichtes bilden, und in einigen Fällen haben wissenschaftliche Beobachter von den Gipfeln gewisser Berge aus in der That Nordlichtstrahlen aufsteigen sehen. In den Schriften der schwedischen Akademie findet sich ein Bericht zweier Naturforscher über das Nordlicht, in welchem es heißt: „Das Nordlicht leuchtet sich oft sehr tief herab, ja so tief, daß es bisweilen die Erde zu berühren scheint, und daß es auf den höchsten Berggründen oft um das Angesicht des Reisenden gleichsam einen Wind zu erregen scheint. Leute berichten, daß sich bisweilen von dem Boden (auf den Bergen von Norwegen) ein falter Nebel von weißgrünlicher Farbe erhebt, der den Himmel verdunkelt, aber nicht verhindert, daß man ferne Berge dadurch sehen kann. Dieser Nebel macht das Auge beschwerlich, und aus ihm entwölft sich zuletzt ein Nordlicht.“ Auch über die Frage, ob die Nordlichter in den Polargegenden von Geräusch begleitet sind, gehen die Meinungen auseinander, aber die Mehrzahl zuverlässiger Beobachter behauptet, daß die Erscheinung völlig lautlos sich abspielt. In Grönland, wo Nordlichter auch sehr zahlreich sind, hat Pastor Egede, der fünfzehn Jahre daselbst verbrachte, niemals das geringste durch ein Nordlicht verursachte Geräusch wahrgenommen, auch berichtete der berühmte Nordpolfahrer Franklin, der zahlreiche Nordlichter gesehen hat, die Erscheinung spiele sich ohne jedes Geräusch ab.

Es ist begreiflich, daß eine so großartige Erscheinung, wie sie das Nordlicht darbietet, schon früh die Frage nach dem eigentlichen Wesen derselben hervorgerufen haben muß, und in der That haben sich die Naturforscher vielfach bemüht, die Ursache des Nordlichtes zu ergründen. Daß hierfür keine brennbaren Dünste in der Atmosphäre anzunehmen sind, wie man in allem Ernst vor einhundertfünzig Jahren noch glaubte, bedarf keines Wortes. Weit näher liegt es, an elektrische Vorgänge in den hohen Regionen der Luft zu denken, und die neuesten Ansichten der Forstler neigen auch zu dieser Annahme hin. Vor achtzig Jahren machte der berühmte Arago eine Entdeckung, welche zuerst einiges Licht über das so geheimnisvolle Wesen des Nordlichtes verbreitete. Während der Erscheinung eines Nordlichtes sieht man nämlich bisweilen, daß die farbigen Strahlen sich in einem Punkte vereinigen, und dieser Punkt am Himmel ist genauso derjenige, nach welchem sich eine in ihrem Schwerpunkte angehängte Magnetnadel richtet. Dazu kommt, daß beim Aufleuchten großer Nordlichter die Magnetnadel in zitternde Bewegung gerät, selbst an Orten, wo von dem Nordlicht selbst nichts wahrgenommen wird. Dadurch ist erwiesen, daß das Nordlicht mit dem Erd-Magnetismus in einer gewissen Beziehung steht, und daß die Erd-Electricität dabei eine wichtige Rolle spielt. Der genaue Zusammenhang ist noch nicht in allen Theilen erforscht, joviell aber scheint sicher zu sein, daß gleichzeitig, wenn auf der nördlichen Erdhälfte Nordlichter aufleuchten, alsdann auf der südlichen Hemisphäre ähnliche Erscheinungen eintreten. In der That hat man solche Südlichter häufig beobachtet und ihr gleiches Auftreten zur nämlichen Zeit mit Nordlichtern feststellen können. Ja in einigen Fällen sind Nord- und Südlichter von so großer Ausdehnung aufgetreten, daß die ganze Erd-Atmosphäre, von der nördlichen Eiszone bis zum Südpol hin, von farbigen Strahlen durchzuckt wurde.

Nachdruck verboten.

Aus dem Boeren-Lande.

Bon Wilhelm Bergmann.

Das meiner Bildergallerie von Transvaal soll ich etwas herausfischen, das die Leserinnen der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ besonders interessieren könnte. Bitte, hier die Diamantfelder von Kimberley und die Goldminen am Witwatersrand und am Caap? Schon zu bekannt? Dann hier eine Landschaft aus der Karoo, — oder dieser Wasserfall des Limpopo? Zu eintönig? Na, dann hier etwas recht Lebendiges: Scenen aus dem Leben der schwarzen Einwohner, der Kaffern und Basutos, — ach so, ich vergaß, — die Toilettten! — Aber hier, hier habe ich etwas für die Damen: der Morgenmarkt in Johannesburg. Ein ganzes Stück Transvaal auf einmal.

Taglang im Eisenbahnwagen durch immer gleiches Gelände, — soweit das Auge reicht, Gras und immer Gras,

*). Seit dieser Artikel gezeichnet wurde, hat bereits die Vergroßerung der Räumlichkeiten und die Einrichtung eines Rauchzimmers stattgefunden.

hier und da ein Berg, der wie ein gewaltiger Maulwurfskügel aus der Steppe aufragt; plötzlich, — es ist mitten in der Nacht, — leuchtet es auf vor uns, links, rechts, — die ganze Gegend erstrahlt auf einmal im elektrischen Lichte. Wie im westfälischen Kohlenfeld drängt sich Bergwerk an Bergwerk. Auf den Gleisen stauen sich Wagenburgen der Güterzüge. Häuser tauchen auf. Paläste, wie wir sie seit dem Verlasse Europa's nicht wiedersehen. Wir sind in Johannesburg. Vor dreizehn Jahren erst, — es flingt wie ein Märchen, — schlugen hier, in der Mitte eines Hoch-Plateaus, ein paar Abenteurer ihre Hütten auf und schürten nach Gold. Nach vier Jahren schon war auf dem steinigen, öden Boden eine Stadt mit 26000 Einwohnern entstanden, und heute zählt sie mehr als 102000 Bewohner. Durch die breiten Straßen und über die großen Plätze flutet weltstädterischer Verkehr, drängen sich Equipagen, Lohnfuhrwerke und Strassenbahnen. In den Schauspielen lodern alle Erzeugnisse europäischer Industrie. In den Hotels und Clubs macht sich der Luxus des Goldlandes breit. Auf einer Rennbahn in der Nähe der Stadt wird der Turf gespielt. Schon umziehen Villenvorstädte die industrielle City. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt dehnt sich über ein Areal von 2500 Morgen ein herrlicher Lustwald von australischen Eukalyptus-Arten, Platanen, Acacias und Coniferen aus, — der Sachsenwald, — der mit seinen prächtigen Fahr-

ist ein eigenthümlicher Menschenkrieg, dieses Boeren-Volk, dessen Kampf um seine Freiheit und Unabhängigkeit augenblicklich die ganze Welt mit Aufmerksamkeit verfolgt. Durch seine Geschichte geht ein tragischer Zug, der ihm das Mitgefühl aller unparteiischen Geblüdeten sichert. Vor zweihundert Jahren zogen es die aus holländischen, deutschen und französischen Elementen bestehenden Colonisten vor, ihre erste Ansiedelung, die heutige Kapstadt, zu verlassen, um, unabhängig von der sie bedrängenden holländisch-indischen Compagnie, als freies Volk sich selbst zu regieren. Aber es ist bis heute nicht zur Ruhe gekommen. Die Machthaber, erst die Compagnie, dann die Engländer, folgten ihnen nach, so oft sie Haus und Hof verließen und weiter nach Norden zogen, um sich auf freier Erde neue Wohnstätten zu gründen. So wanderten sie über den Oranje, dann über die Drakensberge in das Tiefland von Natal und schließlich über den Vaal und breiteten sich über das zwischen diesem Flusse und dem Limpopo gelegene Hochland aus. Ein Jahrhundert lang mit den Engländern im Kampfe, bald siegend, bald unterliegend, haben sie sich bis heute in zwei Republiken, dem Oranje-Freistaat und der Südafrikanischen oder Transvaal-Republik, ihre Selbständigkeit erhalten. Nicht immer ist es ihnen leicht gefallen, sich den neuen Verhältnissen des Landes, in dem sie sich niederließen, anzupassen. Mit der Boden-Beschaffenheit und dem Klima des Wohnortes änderten sich

freundschaft und sein Edelmuth dem Feinde gegenüber, der in den Kämpfen mit den Engländern oft genug hervorgetreten ist. Andererseits entspringen dem ihm eigenen conservativen Charakter eine gewisse Stärke und eine Abneigung gegen alles Fremde. Habe er aber einmal das Misstrauen überwunden, dann zeigt er sich gegen fremde Eingebungen und Rathschläge nicht unzugänglich. Der conservative Sinn der Boeren äußere sich besonders in der Achtung vor dem Alter, in dem patriarchalischen Verhältnis der Familien-Glieder zum Oberhaupt der Familie, in der Achtung vor den Gesetzen des Landes und der Unterordnung unter den Willen der Gesamtheit. Diesen Eigenschaften gegenüber steht aber andererseits wieder die Freiheitsliebe, der Sinn für Unabhängigkeit und Selbständigkeit jedes einzelnen und des ganzen Staates. Eine Abneigung, ein Haß der Boeren gegen die Ausländer, wie er ihnen oft nachgelegt wird, besteht von vornherein nicht. Aber die Boeren verlangen, daß die Ausländer ihre nationalen Gefühle schonen, daß sie die Gesetze ihres Landes achten und sich ihnen unterwerfen, daß sie in das Selbstbestimmungsrecht der Boeren nicht eingreifen, und daß sie vor allen Dingen eines nicht anstreben wagen: die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Republik. Der Kampf, der um diese Unabhängigkeit jetzt zwischen Boeren und Engländern ausgebrochen ist, war schon seit Jahren vorausziehend.

Den Wiederstand kann das vielverfolgte Volk nicht noch einmal aufheben. Das Land ringsum, im Norden, Süden und Westen, ist britisches Besitzthum geworden, im Osten treten englischer und portugiesischer Besitz die Rivalität vom Meere. Es gab für die Boeren nur noch eine Wahl: zu kämpfen oder sich zu unterwerfen. Sie haben das erster gewählt. Ihr Schicksal muss bald entscheiden.

Redactions-Post.

Frau Gertrud in Altona. — Sie finden über die jüngsten „leichten“ Worte berühmten Menschen nähere Ausführung Herrscher's „Treppenwicht der Weltgeschichte“. Das Gemüe zugeschriebene Wort „Mein Vater“ ist nicht sein letztes gewesen. Immermann erzählte aus sehr guter Quelle, daß Goethe in seinem Leidetum fand in den endigen Todesstunden hinübergeschlummert sei, während sich die Schwester, Ottilie Goethe, die zuvor gezeigt habe, den Moment ihres Todes nicht bemerkte habe. — Dr. Gerloff erzählt, daß er bei Engel Goethe's im Jahre 1821 einen Besuch gemacht habe und von diesem in dem großen Goethe-Hause, das damals noch nicht dem allgemeinen Besuch zugänglich war, herumgeführt worden sei. „In Goethes Arbeitszimmer“, sagt Gerloff, sprach Walther wenig und doch wenige ganz leise. Dann rührte er mich bei der Hand und führte mich bis an die Schule des Sterbegimmers, das er nicht betrat. Er erzählte ausführlich

von den letzten Tagen des Großvaters. „Schen Sie“, sagte er, „wie die Sonne scheint und die Decke des Zimmers einen etwas grünlichen Schimmer widerstrahlt? Dies wollte Großvater drei Tage vor seinem Tode gelegentlich einmal sehen, und da das Fenster mit einem Vorhang verbunfts war, sagte er: Nicht Licht! Und da haben die Menschen ein „leichtes“ Wort darüber gemacht.“ Er hat aber nachher noch vieles andere gesagt.“

Anna B. in Plegnitz. — Sie finden die Antwort auf Ihre Frage in dem Aufsatz „Mond-Uberglaube“ von Julius Einde, Jahrgang XXI. Heft 9.

Abonnentin in Nürnberg. — Andree hatte mehrere Bojen mitgenommen, um Nachrichten von sich zu geben, leider hat die aufgesetzten Boje sich nicht als Flaschenpost erwiesen. Die sogenannte „Flaschenpost“ dient den Schiffen dazu, Nachricht von einer Gefahr, in der sie landen, zu geben; auch wird sie dazu benutzt, um die Richtung der Strömungen im Meere zu erforschen. In eine Flasche von starkem Glase, aber in möglichster Holzgefäß werden die Nachrichten (Name des Schiffes, Bänge und Breite des Ortes, wo man sich gerade befindet u. s. w.) gelegt, die Gefäß werden dann gut verschlossen und dem Meere übergeben. Solche Meeresströmungen erforscht werden, so sind selbstverständlich mehrere Gefäße auszuwerfen, — die verschobenen Fundorte bezeichnen dann den Ort, wo die Strömung genommen. Diese Flaschenpost ist etwa seit einer Jahrhundert förmlich organisiert und hat die besten Resultate gezeitigt. Eine der merkwürdigsten Flaschenposten ist das s. B. vom Capitain d'Albouville aufgefundene Gedächtnis, das, — auch mit Muscheln ganz deckt, — in seinem Innern eine übertheilte Coquille enthielt, in der sich ein Pergamentstreifen mit einem kurzen Bericht von der Hand Christopher Columbus' vom Jahre 1498 vorsah. Columbus schreibt: „Ich glaube zufällig, daß die Mannschaft den nächsten Tag erleben wird, die Schiffe befinden sich zwischen den westlichen Inseln, und ich übergebe nebst diesem Berichte zu zwei gleichen den Wellen, in der Hoffnung, daß man sie auffinden wird.“

Hierfreundin in Innsbruck. — Die Kähe führt immer auf die Höhe. Vor einigen Jahren sind Moment-Photographien aufgenommen worden, welche das Galen einer Kähe aus einem Meter Höhe zeigen: Man sieht, wie das Thier durch Umlaufung der Vage seiner Gliedmaßen, durch Umlaufung der Wirbelsäule u. s. w. seinem Körper eine Drehung erhält, sodaß es auf die Höhe führt. Nebrig ist diese Fähigkeit nicht nur den Kähen, sondern auch den Kleineraffern, Kreischen und Zischottern eigen, ja es wird angenommen, daß die Eigenschaft im Thiere rechtlich weit verbreitet ist.



Der Marktplatz in Johannesburg.

und weitwegen eine Gierde der Stadt, für den Besitzer, einen Deutschen, aber in dem holzarmen Lande eine sehr ergiebige Einnahmequelle geworden ist. Johannesburg ist eine internationale Stadt. Von 200 Bewohnern haben nur drei das Bürgerrecht! Vorherrschend sind, im Gegensatz zu der Bevölkerung auf dem freien Lande und auf den Minen, wo hauptsächlich Kaffern ansiedelt sind, die Weißen. Als echte Bergwerksstadt zählt sie viermal mehr Männer, als Frauen. Die weiße Bevölkerung zeigt sich aus Angehörigen aller Nationen zusammen, nicht weniger als siebenundsechzig von hundert sind Engländer. Nach ihnen überwiegt das deutsche Element. Zahlreich Minen, an ihren schwarzeiweißroth angestrichenen Schornsteinen erkennbar, sind in deutschen Händen. Filialen der großen deutschen Banken arbeiten Hand in Hand mit deutschen Industriellen. Vereine der Deutschen pflegen Turnerei und Gesang. In der deutschen Schule, die vor zwei Jahren eröffnet wurde, einem schön gebauten und schön gelegenen Hause, werden jetzt 200 Kinder in sechs Klassen unterrichtet.

Die eigentlichen Herren des Landes, die Boeren (Bauern), verschwinden in dem internationalen Betriebe der Großstadt fast ganz. Die wenigen anfängigen sind Burgher (Städter) geworden. Nur an einer Stelle macht sich das alte Boerenthum bemerkbar: auf dem Markt. Der eingeborene Boer ist von Haus aus vorwiegend Viehzüchter, weniger Adlerbauer. Früher, bevor die Diamanten und das Gold die Scharen der Ausländer mit ihrer Industrie und ihrem Handel ins Land riefen, begnügte sich der Boer damit, soviel Früchte und Gemüse zu bauen, als er und seine Familie bedurften. Jetzt aber eröffnet sich ihm auf den Diamanteldern und in den Goldminen-Distrikten ein großes Abholzgebiet für die Produkte seines Adlerbaues und seiner Viehzucht. So kommen denn die Boeren, die es nicht vorgezogen haben, ihre Farm zu verlassen und von ihren Zinsen zu leben, auf Lohsen- und Maulthierwagen zur Stadt und führen ihr die Lebensmittel für die Tausende der in den Minen, Fabriken und Kaufhäusern arbeitenden Bevölkerung zu. Die überwiegende Mehrzahl der Boeren freilich, die fern von den Städten wohnenden Bauern, bewirtschaften ihre Farm für sich allein und leben von den Erträgeln ihrer Scholle. Es

auch die Lebens-Bedingungen. Der größte Theil des Oranje-Freistaates ist in Folge der großen Trockenheit der Lust, die hier herrscht, eine weite, ununterbrochene Grassteppe, die in der Regenzeit zwar grün und blüht, in der Trockenzeit aber öde und verborrt ist. Nur die Flußufer sind vereinzelt mit Sträuchern besetzt. Ganz liefert der Boden, wo er bewässert werden kann, reiche Erträge an Weizen, Hafer, Mais und Tabak. Pfirsiche, Melonen, Weintrauben, Orangen und Feigen geben ebenfalls vortrefflich. Doch haben die Boeren bis heute die Viehzucht, die es ihnen gestattet, dem Wasser nachzugehen, dem Adlerbauer vorgezogen. Der südliche Theil des Transvaal weist im großen und ganzen dasselbe Vegetations-Bild auf, wie der Oranje-Freistaat. Weiter nach Norden aber geht die Steppe in das Buschfeld über, d. h. in meilenweite, von dichtem, manneshohem Acazien-Gestrüpp bewachsene Flächen. Aber auch hier ist der Boden dem Anbau von Kulturgewächsen günstig, wenn nur für hinreichende Bewässerung gesorgt werden kann. Noch weiter nördlich nimmt die Vegetation tropischen Charakter an. Bananen, Palmen, selbst Affenbrodbäume erscheinen, mit ihnen die Thiere der Tropen, Crocodile, Büffel, Gnus, Giraffen und Löwen, und der gefährliche Feind des Menschen in den Tropen, das Feuer. Sonst aber ist das ganze Boeren-Land überaus gejnd, ja, für Lungenentzündung die beste Heilstätte der Welt. Der vielgenannte thätzige Ministerpräsident der Cap-Colonie, Sir Cecil Rhodes, kam als Todes-Candidat nach Bloemfontein, der Hauptstadt der Oranje-Republik, und genos hier vollständig von seinem Lungenleiden.

Die wiederholten Wanderungen der Boeren und die Notwendigkeit, sich den neuen Wohnplätzen anzupassen, haben in Verbindung mit dem ererbten Freiheitsdrange jene eigenthümlichen, sich widersprechenden Charakter-Eigenschaften erzeugt, die uns an den Boeren auffallen. Es ist gerade jetzt, wo die Boeren von der einen Seite überschwänglich gepriesen, von der anderen Seite geschmäht werden, nicht leicht, ein wahrheitsgetreues Bild ihres Charakters zu erhalten. Ein guter Kenner der Boeren und ihres Landes saß seine Erfahrungen dahin zusammen, daß, wie die meisten Menschen, auch der Boer gute und schlechte Eigenschaften habe. Zu den ersten gehörten seine Frömmigkeit und Mäßigkeit, seine Gutmuthigkeit, seine Gast-